Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1821)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656182

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gruß des hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1821.

Da bin ich wieder! grad so bös so fromm,
So klug und dumm wie sonst; und kurz der Alte;
Und eben d'rum wohl weniger willkomm,
Weil ich die alten Tück' behalte.
„Nun wünsche wenigstens ein gutes Jahr!"
Ey, schönen Dank! das laß' ich bleiben.
Ihr werdet's doch im Alten treiben;
Und so bleibt alles wie es war.
Ja! könnte man mit Spott und Lachen,
Die Schurken fromm, die Narren klug,
Und alle Bösen besser machen,
Dann hätt' ich wohl — zu thun genug;
So käm' ein gutes Jahr Euch allen,
Auch ohne Wunsch vom lahmen Bott.
Gesetzt denn auch, ich liesse mir's gefallen,
Und wünscht' Euch hier auf Leben und auf Tod,
Was nur zu wünschen ist; du lieber Gott!
Meint Ihr es stünde darum besser?
Und Euer Glück wär darum grösser?
Laßt seh'n! „Ein glücklich Jahr Euch allen."
„Ey, schönen grossen Dank dir Bott!"
Nun! hat der Hungrige jetzt Brod?
Wird jetzt der Schwache minder fallen?
Der Zänker rauft, — der Säufer sauft;

Der Hudel hudelt, — der Dummkopf pudelt;
Der Lügner lügt, — der Schurk betrügt;
Und jeder Thor, — bleibt wie zuvor.
Und hierin liegt die Pestilenz,
Woran die meisten Menschen kranken,
Daß sie nicht in der Tugend Schranken
Einhergehn. Da hilft nicht Essenz,
Nicht Pulver, Trank, Lattwergen, Pillen,
Ach! Thorheit, Unverstand und Laster,
Die heilen weder Kraut noch Pflaster,
Gewünscht wird Gutes ja genug.
Gethan wird leider herzlich wenig.
Und ist ein Mensch nicht brav und klug,
So sey er Bettler oder König,
Er ist, glaubt meinem alten Kopf,
Trotz allem, doch ein armer Tropf.
So geht denn alles seinen Gang.
Ich hinke fort an meiner Krüke;
Ihr lauft, als wär Euch angst und bang,
Euch athemlos nach Euerem Glücke;
Doch merkt: man kann in vielen Sachen
Sich Glück und Unglück selber machen.

Etwas für die Leser des Hinkenden Boten.

Vor mehr als dreißig Jahren stand eine Geschichte im Hinkenden Boten, die viel Aufsehen erregte. Ein geitziger Müller sollte einem Schnitter, der, wie er meinte, zu viel essen mochte, gesagt haben: „Nun, nun deine Mühle geht streng!“ Der Schnitter soll ihm geantwortet haben: „Die Mühle kann wohl gehn, es ist Wasser genug darzu — in unserm Wein.“

Nun wußte plötzlich jedermann wen das angieng; man nannte den Müller mit Namen, man zeigte mit Fingern auf ihn, und er — was that er? Er lachte und schwieg! Und daran that er recht, denn er war unschuldig, und die Geschichte war aus einem alten Buche, das vor mehr denn fünfzig Jahren gedruckt war. Wer war nun eigentlich der Narr im Spiel? Mich dünkt man könnte das Deuten wohl lassen; besser noch wäre, man machte keine dummen Streiche, so kommt man nicht in den Kalender; das wäre gescheider, als dem armen Hinkenden Boten den Tüterlütü auf den Hals wünschen.

Brächt der Kalender nichts zum Lachen,
Nur lauter ernsthaft gute Sachen,
So würden alle groß und klein,
Dem Büchlein Schimpf und Schande schrei'n.
Doch laßt mir nur das Deuten bleiben;
Ihr wißt doch nicht von wem wir schreiben;
Und macht ihr mir gar Streit und Zank
So geb Euch — jemand anders Dank.

Nachtigallen-Futter giebt man den Hühnern nicht.

Hans. Da hab ich ein schönes Buch. Es heißt Kants Kritik der reinen Vernunft.

Bott. Schon gut! Aber hättet Ihr zuerst reine Vernunft gekauft, die Kritik wäre noch früh genug gekommen.

Christen. Aber da: die Mehrheit der Welten, das ist doch gewiß schön!

Bott. Recht schön! aber bis du zuerst deine Matten und Aecker, dann deine Gemeinde, dann das Oberamt, dann den Canton, dann die ganze Schweiz und sofort die ganze Erde genug kennst, kannst du wohl warten mit Orion, Sirius und Aldebaran.

Peter. Aber da: mein Musen-Almanach?

Bott. Fang du zuerst die Mäuse auf deinem Land und in deinem Speicher, und lerne dann einen richtigen Brief schreiben, ehe du solch Zeug liesest.

Alle. Der Hinkende Bott bleibt doch immer ein unverschämter Bursche!

Eine Fabel.

Ein Fuchs der schon seit manchem Jahr
Das Schrecken aller Hühner war;
Den alle Gänse die ihn kannten
Nur ihren bösen Teufel nannten.
Der Fuchs ward alt, und matt und schwach,
Und fieng nun an den Kopf zu henken
Weil ihm trotz aller seiner Ränken
Doch oft das Futer jetzt gebrach.
„Hm! sprach er da, bey meiner Ehr!
„Bin ich der alte Fuchs nicht mehr?
„Solls meiner List denn nicht gelingen
„Das dumme Vieh in's Garn zu bringen?
„Wohl auf denn Fuchs! und sey kein Tropf,
„Noch hast du ja den alten Kopf.“
Da findt der Schalk in einer Hutte
Im Wald, das Stück von einer Kutte,
Macht einen Pilgermantel draus
Und wandert nun von Haus zu Haus;
Seufzt über seine alten Sünden
Und läßt sich gar bußfertig finden:
Er ladet zu dem grossen Stein
Im Felde das Geflügel ein.
„Der Tod, spricht er, soll mich nicht finden
„Eh ich Euch alle meine Sünden
„Mit Thränen abgebetet hab',
„Ach! schaffet mir ein ruhig Grab.“
Man weiß ja leider das Gesicht
Stirbt eben auch vor Klugheit nicht;
Sie lassen also sich bethören
Des Fuchsen Beichte anzuhören,
Und stellen zahlreich sich gar fein
Im Feld bey'm grossen Steine ein.
Der Fuchs fängt an mit frommen Mienen
Die allen wahr und aufrecht schienen.
Doch mitten aus der Rede flugs
Springt der vertrakte böse Fuchs
Ins dichteste Geflügel ein
Und beißt und knellt so Hals als Bein,
Er schafft sich manchen guten Braten,
Und lacht das ihm der Streich gerathen.
Merkt Euch: Art läßt ja nicht von Art,
Wie mancher das mit Leid erfahrt.

Etwas über Kinderzucht in älterer Zeit.

Der bekannte kurzweilige Pater Abraham a sancta Clara schreibt 1722 folgendes: „Die Kinder kommen kaum aus der Wiege, so werden sie gleich geschmiert, geschnürt, geschmückt, gedrückt ꝛc.; dieses alles geschieht damit sie einen geraden Leib erhalten. Nach diesem muß der Tanzmeister kommen; da wird der kleine Franzel unterrichtet in dem Tanzel, und die Jungfer Gredel tanzt ein Menuetel. Sodann meldet sich auch der Sprachmeister an, da müssen sie schon französisch plappern und schreyen

oui, oui, wie die jungen Ferkel; und lernen die Compliment-Sprüch weit eher als die Artikel des Glaubens ꝛc. ꝛc.“

Die bösen Vögel.

„Es sind doch keine schlimmere Vögel als die Agersten.“ So jammerte des alten Schulmeisters Frau; „da haben sie mir hurtig die Seife vom Brunnentrog gestohlen.“ — Aber der Mann meinte; „Ich weiß Vögel, die sind viel schlimmer als die Agersten.“ — „Etwa die Spatzen? — Nein! Die Krähen? — Nein! — Die Rinderstahren. Nein! — Nun welche denn? — Ey die Spottvögel! die sind die schlimmsten!„ So hat er gesagt, und der Hinkende Bott ist dabey gewesen, und hat eine Preise Maroko geschnupft, und sich ernessen; und der Schulmeister hat gesagt: „Zur G'sundheit Rudi!“

Auch ein Wort über Armuth.

Soll mich wundern, ob es mit der Armuth nicht bald besser wird, sagte der alte verständige Chorrichter zu mir. — Es sind da so viel Schriften über das Armenwesen eingangen; es müßte alles nüt b'schüssen wenns nicht bessern sollte. Oder was denkst du Bott, von der Sach? Es kommt sagte ich, aufs Probieren an; wenn einmal die Aare wieder so recht wüst thut, und alles zerreissen will, probiert ob ihr sie mit Papier verstopfen könnt. Vielmehr wird gegen die Armuth nicht viel auszurichten sein; denn selbst da, wo unserseits gegen sie etwas auszurichten wäre, da wollen viele nicht helfen, die da helfen könnten.

Da hat sich der Chorrichter b'segnet, und gemeint das sey freventlich geredet, und könnte ich grossen Verdruß davon haben. Ja wohl wenn man mich Unrecht versteht. — Aber wen meint ihr der helfen könnte und nicht will? Es ist das Volk selbst am allermeisten. Da hat mir der Chorrichter meine Pfeife gestopft und mußt ich ihm meine Meinung sagen wie folget:

Wie das Volk selbst grossentheils an seiner Verarmung Schuld ist, davon will ich nachher reden. Vor Allem aus muß ich aber, um nicht unbillig zu seyn, einer Hauptursache gedenken, die zum Theil selbst die Folge unsers in vielen Hinsichten glücklichen, und in diesen Hinsichten betrachtet, gegen vormals verbesserten Zustandes ist; wobey wir zugleich auch einsehn lernen, daß bey der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge, unter gewissen Umständen auch das Beste das der Mensch thut, nachtheilig wirken kann, das soll uns dann auch besonders in unsern Urtheilen über Regierung und Regierende bescheidener machen, so daß wir eine Vollkommenheit die unterm Monde nicht möglich ist, auch von ihren bestgemeinten und einsichtvollsten Vorkehrungen nicht erwarten, und um des grössern gewissen Guten willen, das sie dadurch bezwecken und erreichen, das Zufällige, Einzelne oder Mehrere treffende, Unbeliebige und Widrige nicht einseitig aufsuchen, und zum Gegenstand unsers Tadels herausheben.

Diese Haupturſache der Verarmung ist, das ausserordentliche Anwachsen der Bevölkerung, welche das Land mit Menschen erfüllt, und dieses Anwachsen rührt grösstentheils davon her, daß für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit des Volkes weit besser gesorgt ist als ehmals.

Einmal erstlich sterben verhältnißmäßig weit weniger Menschen als sonst, an den

Blattern, deren Verherrungen durch die Impf-Anstalten verwehrt werden, pestartigen und ansteckenden Seuchen die von aussen hereindrohen, aber durch scharfe Grenzbewahrung ausgespert bleiben, an solchen die durch Witterung, Mißwachs örtliche Beschaffenheit ꝛc. im Innern entstehen, wozegen aber eine aufgeklärtere thätigere zusammenwirkendere Gesundheits- und Ordnungspolizey alsobald arbeitet, an Vergiftungen und Hinrichtungen durch Pfuscher und Quaksalber, weil das überhaupt aufgeklärtere Volk sich ihnen weniger überliefert; weil sie schärfer beobachtet und ihrem Unfug Einfalt gethan wird; weil hingegen für den erforderlichen Unterricht und die praktische Bildung von Aerzten für alle Theile des Landes, und daß es ihnen an den nöthigen Hülfsmitteln, Erleichterungen, Aufmunterungen in Ausübung ihres heilsamen Berufes, nirgends fehle, durch vortreffliche Vorkehrungen gesorgt ist. Somit können Pest, Seuchen ꝛc. die sonst ganze Länder entvölkerten, uns wenig oder nichts anhaben; so können unzählige Eltern ihrer Söhnen und Töchtern, Leben, Gesundheit, Schönheit, vor der Wuth der Blattern in Sicherheit wissen, so wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, so weiß der Reiche und Arme bey hinreichender tauglichen Aerzten, nun in tausend Fällen mehrere Hülfe, Rath, Erleichterung zu finden ꝛc. Und ist dies nicht Glück? unsäglich viel Gutes, wer könnte wollen daß dem nicht so wäre? aber eben so muß die Bevölkerung auch zunehmen.

Sodann muß aber die Bevölkerung natürlicher Weise auch im Uebermaaß anwachsen, weil je mehr Menschen, desto mehr auch Familien entstehn, die hinwiedrum durch ihre Nachkommene in mehrere Aeste sich ausbreiten, diese desgleichen, und so muß die Menschenzahl (nach geometrischem Verhältniß) in's Doppelte, Vierfache, Achtfache, u. s. w. fort und fort sich vermehren.

Die Bevölkerung nimmt bey uns überhand, weil andre Länder, jetzt selbst übervölkert, da sie sonst unsre Landleute in Schaaren aufnahmen, jetzt auch der Ansiedlung des Einzelnen Schwierigkeiten in Weg legen, und im Gegentheil uns nunmehr lieber selbst die Ihrigen zuschicken.

Aber die Uebervölkerung nimmt auch darum überhand, und das gehört denn nun schon in's Kapitel der Schuld unsers Volks an seiner Verarmung, weil jeder kaum dem A B C entwachsene Bursche, auch der, der sich selbst nicht zu erhalten vermag, heirathen und Familie erzielen will, und auf dem Lande das Recht haben will zu Kilt zu gehen, unehliche Kinder zu zeugen, und somit eine Pflanzschule unglückseliger Geschlechter zu stiften.

Diese Uebervölkerung nun, dieses Anwachsen der Menschenzahl über alles Verhältniß zum Lande, ist also schon eine Hauptursache der allgemeinen Verarmung, weil das Land seine Grenzen nicht nach dem Maasse der Zunahme seiner Bewohner ausdehnt, weil die Fruchtbarkeit des Bodens nicht gleich derjenigen der Menschenwelt sich verdoppelt, vervierfacht, verachtfacht ꝛc. sondern höchstens in arithmetischem Verhältniß (wie 1 2 3 4) eine Zeitlang zunehmen kann; weil der Fleck, der sonst in seinem höchsten Ertrage zehne versorgte, hunderten nicht zu entsprechen vermag, weil ein Familiengut, das für zwey Erben hinreicht, unter zwanzig versplittert ihrer keinem genügt, weil zu allen Erwerbs-

quellen zu viele die daraus schöpfen wollen, sich hinzudrängen, weil alle Begangenschaften alle Handwerke übersetzt, und die beßten Gewerbe nicht genugsame Arbeit, folglich auch nicht genugsames Verdienen gewähren.

Die Armuth nimmt überhand, und das gehört dann wieder ins Kapitel der Ursachen die größtentheils von aussen herein wirken, weil so viele Erzeugnisse des Kunstfleisses die Tausenden Brod schaften, keinen Absatz mehr finden, und der Handel gelähmt und halb schon vernichtet ist; indem der schweizerische und deutsche Fabrikant es nicht gegen die Engländer aushalten kann, deren Erfindungen, Spinmaschinen ꝛc. ꝛc. sie vermittelst zwey bis vier Händen ausrichten lassen, was sonst die Anstrengung von fünfzig bis hundert Menschen erheischt, weil dies mächtige, verstand- und geldreiche, spekulierende, thätige, gewinnbegierige Volk, grosse Summen aufopferte, um sich allein die Märkte überall offen zu halten, und seine Waaren bis es diesen Zweck erreicht haben würde, so wohlfeil losschlug, daß der Schweizer, der Deutsche, um die seine an Mann bringen zu können, sie hätte so gut als umsonst geben müssen, also von weiterer Arbeit abgeschreckt ward, weil ferner unsre Nachbarstaaten, Frankreich, Deutschland, Oestreich, Italien ꝛc. um dem eigenen Gewerbfleiß aufzuhelfen, ihr Geld zu behalten, und aus ihrem eignen Boden, was sie sonst von uns kaufen mußten, zu ziehen, die schweizerischen Kunstfleiß-Verfertigungen (Fabrikate) Leinwand, Wolltücher, Uhren ꝛc. wie die Erzeugnisse des Bodens, Käse, Wein entweder gar nicht mehr einlassen, oder doch den Eintritt, ja selbst den Durchpaß mit so hohen Gebühren belegen, daß aller Gewinn für uns aufhört, und was dabey zu verdienen wäre, ihnen zufällt.

Die Armuth nimmt überhand, und das nun durch unsre eigene Schuld, weil wir hingegen dem Ausland alles, selbst das entbehrlichste, werthloseste, Luxus und Modenartikel ꝛc. für baares Geld zu hohen Preisen abnehmen.

Weil Verschwendung aller Art, Hoffart, Essen, Trinken, Tanzen, Lustpartheyen, Spielen, kurz alles was viel Geld kostet, auf's Höchste gestiegen ist, und alles weit mehr ausgiebt, dieweil man weit weniger einnimmt.

Weil alles höher hinauf will, alles groß thut, und die Aermeren es den Reicheren in allen gleich thun wollen; sintemal die übelverstandene Gleichheit noch wie ein Gespenst in ihren Köpfen hauset:

Weil man bisher nur mit Wohlthätigkeit und nicht mit Klugheit den Armen helfen wollte, durch milde Unterstüzungen sie meisterlosig machte, so daß sie eigentlich jetzt den Reichen befehlen und gebieten, was, wie viel, und auf welche Weise man ihnen geben soll:

Weil die Gemeindsvorsteher, Armendirektoren, und so weiters, weder eigene noch fremde Kraft genug haben, die Armen in Zucht und Ordnung zu bringen; und in streitigen Fällen immer eher die Armen gegen die Reichen als diese gegen jene geschützt werden:

Weil — halt ein Bott, sagte der Chorrichter; du machst mir angst und bange, aber ja, es ist so! gewiß lebt mancher Arme, der von der Gemeind unterstüzt wird, besser als ich; sitzt mehr im Wirthshaus, und trinkt mehr Wein als ich. Und will man ihnen wehren, so henken sie einem ein böses Maul

an; und will man sie verklagen, so sind's eben Arme, denen man zu Best redet, mit denen man Mitleid hat; und wenn sie es kummlicher finden zu betteln oder zu stehlen, als zu arbeiten, so sind es wieder Arme, mit denen man Geduld haben muß! Und will die Gemeinde ihnen helfen, so oder so, so ist es ihnen nicht recht, und sie wollen so oder so. Man thut über Vermögen, tellet je länger je ärger, man bauet Armenhäuser und Spitäler und hilft alles nichts!

Richtig hilft alles nichts, und wird nichts helfen, bis das Wasser allen zum Munde einläuft, und die Noth nicht nur beten und betteln, sondern auch hausen und sparen lehrt. Früher werden die Leute kaum klug und muthig genug, sich selber zu helfen.

Wie müßte denn das gehen? — Ja! ich bin kein gelehrter Herr! Die Preise sind wohl alle vergeben und verschenkt, wenn der arme Bote mit seiner einfältigen Meinung hinten drein hinkt. Aber nur so ungefähr:

Die Armenversorgung müßte strenger verwaltet, und den Vorgesetzten mehr Gewalt gegeben werden. Die Gemeinden in Armenquartiere eingetheilt, deren jedes einen eigenen Armenpfleger hat, der die Armen unter strenger Aufsicht, aber auch sorgfältiger Pflege hält, und über alle und alles Buch und Rechnung führt.

Wer bettelt, kommt ohne anders an das Block. Allen und jeden Besteuerten sind alle Wirthshäuser verboten, so wie Kegeln und Spielen. Aber auch die noch nicht Verarmten müssen verhütet werden, daß sie nicht verarmen, und man sollte sie ohne anders bevogten, so bald sie ihrem Hauswesen übel vorstehen.

Die Hoffart, Pracht, Ueppigkeit, Modesucht, Tanzsucht, Spielsucht, Trinksucht, müßte aufhören. Die Reichen müßten anfangen, und mit ihrem Exempel vorangehen, und sich der Einfachheit und Mäßigkeit befleissen; nicht in allem den Herren nachfahren wollen: dann würden sich die Mindern einschränken.

Aber du Gauch! das geschieht nun und nimmer mehr. Die Menschen ändern sich nicht so leicht. Das alles haben die Predigkanten schon lange gepredigt. Aber wer glaubt ihrer Predigt? Man thut was man will, und läßt sie reden.

Ja freylich, was sie nicht können, kann der arme Bott noch weniger. Also fang ich von vornen an, und sage: die da helfen *können*, *wollen* nicht. So lange manches Bauernmädchen nur an seiner Kappe 2=3 Dublonen trägt; jeder Bauerbube einen gefärbten Tuchrock, eine silberne Uhr und silberne Kette tragen will; so lange alles und alles im Galla dem Bettelsack zurennt, so lange hilft kein Bitten und Warnen, kein Schreiben und Drucken. Wenn sie einmal alle bis über die Ohren im Koth stecken, vielleicht glauben sie dann.

Gott befohlen!!

Der hinkende Bott ist doch kein Narr.

Da komm ich im Vorbeygang zum Ochsen, trete in die Gaststube, und der R** ruft: geh her Stelzfuß! sollst mit mir essen und trinken und lustig seyn! — Was wars? Er hatte von einem reichen Götti unerwartet 50 Kronen geerbt, wußte seines Reichthums kein Ende, lag Tag und Nacht im Wirthshaus und bezahlte für alle. — Komm und sauf, rief er, aber ich gieng nicht. Ich wußte

daß in seinem Hause daheim eben kein Ueberfluß war, und seine Schulden waren auch nicht bezahlt. So nahm ich mein Schöplein in einen Winkel, und trank für mein Geld! Du D..... Narr, rief R**, so laß es hoken! — Du Narr, sagten ein paar liederliche Gesellen, die lustig tranken, was R** zahlte, warum nimmst du nichts? Du Narr, sagte der Wirth, nimm du weils zu haben ist; wer weiß wie lang's währt. — Eben drum, sagt ich, will ich heut ein Narr seyn; vielleicht bin ich Morgen gescheider als ihr alle. So trank ich stille für mich, ließ mich auslachen und gieng meiner Wege.

Und die Woche darauf stand R** vor dem Richter, weil er in seinem Rausch einen Schelt- und Schlaghandel angefangen hatte; und die Lumpen die mitgesoffen hatten waren auch drinne begriffen, es kostete Buße und Gefangenschaft; der Wirth kriegte einen Puzer wegen Unordnung und Ueberwirthen, bezahlte auch Busse, erholte sich aber an den zerschlagenen Flaschen, Gläsern und Fensterscheiben. — Der Bott lachte ins Fäustchen, und dachte: wer zuletzt lacht hat wohl gelacht! wer ist nun ein Narr gewesen?

Tagebuch. (Fortsetzung.)

Am Neujahr! Ist abermal Neujahr, und ich bin noch da, und ist mit mir alles im Alten; meine bösen Beine, meine Krüken, und Gottlob auch meine Geduld. Geb Gott allen Leuten ein gutes glückhaftiges Neujahr.

Jänner 5ten. Am Neujahr hat der Hudelsami einen grossen Rausch gehabt, und seine Frau gar erbärmlich prüglet. Am Sonntag hat ihm der Pfarrer vor Chorgricht die Sach recht gesait, und 24 Stund in die Kesi müssen; da hat er am Montag Buß than, der Frau befohlen 2 Brod in den Spital tragen, daß die Armen sollen für ihn beten! O, du Heuchler!

Deito 13. Muß lachen über die dummen Leut! hat der seinen Buben zum Neujahr eine Laterne-Maschine gesteurt, und darmit gespielt: und sagen die Leut im Dorf er syge ein Hexenmeister und gange das nicht mit rechte Dinge zu.

Horner 7. Hat der Chorrichter ein böser Fang gethan. Ist ihm geng Heu gestohlen worden. Hat gepasset, und den Dieb ergriffen, und ist sein eigener Bruder gewesen. O wetsch!

19. Ammes Claus gestorben. Da hat der Schulmeister gesagt: er syge verwunderlich, daß er doch den Geist nicht aufgeben habe. Da frag ich: Heh! wie so? Und antwortet er, weil er nie keinen gehabt.

Merz 7. Da hat einer ein neues Tuch auf den Taufstein machen lassen, und soll niemand wissen, wer er ist; und wäre wohl braf, wenn er nit mit guldigen Buchstaben PH. V. hätte drauf nähen lassen, denn es ist nur ein Philipp in der ganzen Gemeind, und nur sein Name fangt mit V. an! — Der Herr hat die Achseln gezuckt, wo ich ihm davon angefangen.

Deito 12. Eine lächerliche Geschichte paßiert. Haben die von W. einen Wolf gejagt, ist in unsre Gemeind kommen, und alles auszogen, und der Schneider, wo früsch ins Dorf kommen ist auch, und — hat than als wollt er den Wolf also lebendig fressen. Und im Vorhölz ist er auf seinem Posten gestanden, und als etwas durch die Stauden geloffen, so klettert der Schneider auf eine Eich, und vergißt sein Gewehr

am

am Boden, und ist nur eine verscheuchte Geiß gewesen anstatt der Wolf, und haben die andern seiner grausam gelachet, und ein Spottlied gemacht, das heißt:

Der Schneider hat ja Herz im Leib,
Und Muth als wie ein Leu,
Ein Wolf macht ihm nur Zeitvertreib
Er reißt ihn gleich entzwey.
Doch kommt einmal ein arme Geiß,
So wird's dem Schneider kalt und heiß,
O weh! meh! meh! O weh! meh! O weh!

Wie sind die Weiber?

Lange Röcke kurzer Sinn,
Denken da, bald dorten hin.
Heute verliebt
Morgen betrübt;
Heute so mild,
Morgen so wild;
Heute züchtig,
Morgen flüchtig;
Heute fleißig,
Morgen beißig;
Heute traurig, morgen froh;
Ja, so sind die Weiber, so!

Schöne Handlung eines Räubers.

Galant, der Anführer einer Räuberbande, die in den Jahren 1738 bis 1740 in Hessen, in der Wetterau und an der Bergstrasse, zahllose Grausamkeiten verübte, und endlich in Darmstadt, da er selbst auf das Leben des Landgrafen Anschläge machte, durch einen Zigeuner seiner Bande, verrathen, daselbst gerädert wurde: hatte einst durch seine Spionen erfahren, daß ein Pfarrer ein Capital von einigen 1000 Gulden eingenommen welches er sich bemächtigen wollte. — Das Pfarrhaus lag in einiger Entfernung vom Dorfe, und alles war in einer regnichten stürmischen Nacht zum Einbruch vorbereitet. — Galant ohne Begleitung, zu Pferde, kam von Kälte und Nässe halb erstarrt Abends späte als ein Reisender ins Dorfe an, weil er aber kein Logis finden konnte, ritt er ohne Anstand nach dem Pfarrhaus und bat um ein Nachtquartier; welches auch der menschenfreundliche Pfarrer mit größtem Vernügen gewährte, und ihn mit patriarchalischer Gastfreyheit bat seine Abendmahlzeit nicht zu verschmähen.

Galant fiel diese Behandlung auf's Herz, er ließ sich's wohl schmecken und die unschuldige Zudringlichkeit der Kinder gab dem Menschengefühl in seinem Herzen des Uebergewicht. Er sprach sehr viel von dem barbarischen Galant, und frug den Prediger wiederholt: ob er sich bey diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch bekanntlich ein vermögender Mann sey und viele Baarschaften im Haus habe. — „Ich fürchte mich nicht, antwortete der Pfarrer, ich vertraue Gott der wird mich schützen.“

Galant hatte schon lange mit sich gekämpft, aber diese letzte so zuversichtliche Aeusserung des Predigers entschied den Sieg, des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühls in ihm; er wurde gegen das Ende der Mahlzeit immer nachdenkender, indessen der Pfarrer den in sich selbst gekehrten Blick des Räubers für Müdigkeit hielt, und ihn ersuchte sich zur Ruhe zu begeben. — Nein, sagte Galant, ich bin nicht müde, aber entfernen Sie Ihre Frau und Kinder, ich habe etwas wichtiges mit Ihnen zu reden. Als Galant mit seinem Wirthe allein war, fragte er ihn; kennen Sie mich Herr Pfarrer? — „Nein sagte der Pfarrer, ich weiß

nicht wen ich vor mir habe, aber ich glaube einen rechtschaffenen Mann zu beherbergen. — " Glauben Sie das nicht, sagte der Räuber, denn ich bin Galant; aber fuhr er fort, seyen Sie deßwegen ruhig, und danken Sie dem Himmel daß ich heute Abends zu Ihnen gekommen bin, und Sie mich so gütig aufgenommen haben; ich weiß daß Ihnen ein grosses Capital eingegangen ist, und das Sie viel Silber und Goldes im Hause haben; diese Nacht war zu Ihrer Beraubung angesetzt, aber Sie sind ein rechtschaffener Mann es soll Ihnen kein Leid geschehen, hier haben Sie mein Wort. — Galant forderte Dinte und Papier, und schrieb auf einem Zedel: Bey Lebensstraffe rühre keiner das mindeste an. — Um 12 Uhr Mitternacht, setzte Galant hinzu, werden meine Leute bey Ihnen einbrechen, begeben Sie sich mit ihrer Frau und Kindern ruhig zu Bette, legen sie Ihr sämtliches Geld und Kostbarkeiten auf einen Tisch in ihr Schlafzimmer und diesen Zedel oben drauf, sagen Sie aber niemand das geringste bis ich Sie wieder gesprochen, sonst sind sie mit allen den Ihrigen unglücklich. — Der angstvolle Prediger folgte dem Befehl, sammelte alle seine Kostbarkeiten in die Schlafstube nach der erhaltenen Anweisung, legte sich nieder, ließ ein Licht brennen, und befahl sich Gott.

Um die bestimmte Stunde gab's ein dumpfes Getöse im Haus, da der Prediger aber alle Thüren auch die seines Schlafzimmers unverschlossen gelassen, so konnten die Räuber ohne den geringsten Wiederstand herein kommen, und waren erstaunt ihren Raub in der schönsten Ordnung zu finden. — Aber plötzlich fuhren sie wie vom Blitz getroffen zusammen, als sie schon einpaken wollten, da ihnen die Ordre ihres Hauptmanns in die Augen fiel. — Gute Nacht Herr Pastor, Sie können ruhig schlafen, mit diesen Worten stürzten die bewafneten Räuber zur Thüre hinaus ohne das mindeste mitzunehmen. Ein einziger nahm eine Gans; die von dem Geschrey dieses Thiers erwachten Kinder hörten einen von der Gesellschaft sagen: Laß seyn du kömmst ins Teufels Küche.

Nach einigen Tagen kam Galant zur Nachtzeit wieder in den Pfarrhof und frug wie sich seine Leute aufgeführt; der Pfarrer konnte nicht Worte genug finden die gute Mannszucht, und seinen Dank zu schildern, aber ein Kind welches um den Gansenraub wußte, rief: Ja lieber Herr, sie haben uns doch eine Gans mitgenommen, Galants Miene drükte den größten Unwillen darüber aus, er antwortete nichts als: so? Zwar versicherte der Pfarrer mit aufrichtigem Herzen: er wünsche daß ihnen der Braten wohl geschmeckt habe, und er würde ihnen gerne alle Gänse mitgegeben haben. — Er trug nun alles auf was Haus und Keller vermochte, allein Galant war nicht zu halten und ritt in der dunkelsten Nacht davon.

Der Pfarrer legte sich zum erstenmal wieder ganz ruhig zu Bette mit seiner Familie; aber wie groß war sein Erstaunen als er am andern Morgen einen aufgehängten Menschen an seinem Hofthor erblickte, neben welchem eine Gans hieng, zum Zeichen daß dies der Uebertretter des Verbots gewesen.

Wenn der gute Pfarrer durch sein Stillschweigen fehlte, wer kann wer wird ihn strafbar finden, wer ihn nicht entschuldigen, was würde aus ihm selbst und seiner Familie geworden sein, wenn in diesem äusserst kritischen Fall nicht Selbsterhaltung das erste

Gesetz gewesen wäre, — er fehlte als Staatsburger; nicht als Hausvater, nicht als Mensch.

Die Feuerländer.

(Siehe nachstehende Abbildung.)

Da wir, diesem Volksbüchlein Mannigfaltigkeit der Unterhaltung zu verschaffen, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, und jede der verschiedenen Arten seiner Leser Etwas das ihr beliebig seyn könnte, finden zu lassen, einige Jahre daher allerhand Erzählungen und Schilderungen von merkwürdigen Pflanzen und Thieren darinn geliefert; so wollen wir nun auch darinn glaubwürdige Nachrichten und Schilderungen aus der Menschenwelt aufnehmen, die, wie natürlich und billig, uns noch weit wichtiger und anziehender seyn muß, indem alle Menschen ja Brüder, alle Völker, troz der auffallenden Verschiedenheit ihrer Farbe, Größe u. s. w. Zweige sind der nämlichen grossen Familie, die von einem ersten Elternpaar herstammend, nach und nach sich auf der ganzen Erdkugel verbreitet.

Von denjenigen Völkern anhebend, die sich in Absicht auf Ausbildung auf der untersten Stufe befinden, und mit den veredeltsten und verfeinertsten schliessend, wenden wir uns zuerst nach Amerika, und zwar zu den Feuerländern.

Das Feuerland (Tierra del Fuego) besteht aus einer sehr grossen, und aus mehrern kleinen Inseln, und liegt dicht unter dem Patagonenlande, an der Spitze vom südlichen Amerika. Die grosse Insel wird durch eine Meerenge, welche (nach dem Namen ihres Entdeckers Magelhann) die Magellans-Strasse heißt, vom festen Lande getrennt. Die südlichste Spitze heißt Cap Horn. Fast giebt es auf dem Erdboden kein kahleres, rauhereres, unfruchtbareres Land als das Feuerland. Auf der Nord-Seite findet man kahle hohe Gebirge, in deren Nachbarschaft die Thäler mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Leidlicher ist die Ost-Seite, und an einigen Stellen mit Waldung besetzt, wiewohl dort ebenfalls die Sommer sehr kalt sind. In der Gegend wo Cook hinkam, fand er äusserst wenig frische Lebensmittel; doch schwärmten an den Küsten eine Menge Seeraben, Sturm- und Wasser-Vögel. Ringsum, wo er sich mit seinen Leuten hinwandte, war alles öde und felsigt. Hier und da war der Felsen mit etwas Sand oder Erde bedeckt, worauf ein Rasen von kleinen moosähnlichen Pflanzen stand. An einigen Stellen, die dem Winde nicht so sehr ausgesetzt waren, sah man auch Stauden und Strauchwerk. Sogar wohlriechende Blumen standen auf den Felsen. An andern Orten fand man auch Bäume.

Stellt man nun die Beschaffenheit dieser Länder sich vor, in denen kaum ein vierfüßiges Thier lebt, wo nur Seelöwen, Robben (Seehunde), thranigte Seevögel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürftige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der kahle Fels keinen Monat hindurch unbeschneit bleibt, so wird man schwerlich hier grosse, rüstige, gescheute Menschen erwarten.

Und wirklich schildern alle zuverläßigen Reisenden den Menschen hier als frostig, dürftig und traurig, wie die Natur die ihn umgiebt. Schon Candisch nannte sie (1528) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe. Gestehen ihnen nun gleich spätere Seefahrer, als Bougainville, Cook und Wallis einen

grössern Wuchs zu, so beschreiben sie sie doch einmüthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen die er auf der Nord-Seite von Feuerland der Küste von Magellans Land, zwischen Cap Forward und Cap Français gegenüber, antraf, den Namen Pescherähs, (Pecherais) von diesem einzigen Wort das sie von sich hören liessen. Cook sagt von ihnen: „Es ist eine kleine, häßliche, halbverhungerte Menschenrace.“ Forster erzählt von ihnen folgendes: „Ihre Canots (Kähne, Boote) waren aus Baumrinden verfertigt, welche durch einige hölzerne Stäbe ausgedehnt waren. Mitten in diesen Canots lagen einige Steine und ein Haufen Erde. Dieß war der Feuerherd, auf welchem beständig Feuer brannte. Dieß gewährte seine Wärme den Wilden, die nicht etwa durch schnelles Rudern sich zu erwärmen versuchten. Die Ruder waren schlecht gearbeitet, und klein. In jedem Canot sassen fünf bis acht Personen, Kinder mitgerechnet. Alle andre Nationen der Südsee kamen uns gewöhnlich mit lautem Jauchzen oder frohem Zuruf entgegen, aber ohne einen Laut von sich zu geben, ruderten diese heran an das Schiff, und statt aller Anrede und Begrüssung hörte man nur das Wort: „Pesseräh!“ — Dieses Wort ertheilen ihnen denn auch andre Seefahrer als Volksnamen. Auf vielfältiges Zuwinken kamen Einige in das Schiff, liessen aber nicht geringste das Zeichen von Freude oder Neugierde blicken. Sie waren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß 6 Zoll (englisch Maaß) hoch; hatten dicke grosse Köpfe, breite Gesichter; sehr platte Nasen, und die Backenknochen unter den Augen stark hervortretend. Die Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, völlig gerade, mit Thran eingeschmiert, hieng wild und zottig um den Kopf. Anstatt des Barts, standen einige einzelne Borsten auf dem Kinn, und von der Nase bis in das häßliche, stets offene Maul, war ein beständig fliessender Kanal vorhanden. Diese Züge machten zusammen genommen, das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend, worinn dieß unglückliche Geschlecht lebt. Schultern und Brust waren breit und stark, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum einbilden konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Knie viel zu stark. Ihr einziges elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten Seehundsfelle, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestiget war. Uebrigens giengen sie, Männer und Weiber, völlig nackend, ohne auf das, was Anständigkeit bey uns fordern würde, die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe ist olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze, und bey Manchen noch durch Streifen von rothem und weissem Ocker erhöht. Die Weiber waren beynahe wie die Männer gestaltet, nur etwas kleiner, weniger häßlich, und in der Kleidung nicht unterschieden. Einige wenige hatten jedoch ausser jenem grossen Seehundsfelle noch einen Lappen, kaum einer Hand groß, vermittelst einer Schnur um die Hüften befestigt. Ein ledernes Band mit Muscheln besetzt, war ihr Halsschmuck, und der Kopf mit einer Mütze von Gänsefedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht standen Die völlig nackten Kinder sassen neben den Müttern, um das in dem Canot brennende Feuer; zitterten aber beständig vor Kälte.

Ausser dem Worte Pescheräh, welches

Die Feuerländer.

sie bald in einem klagenden, bald liebkosenden Tone vorbrachten, liessen einige nur bloß ein Paar andere Worte hören, die aus einer Menge Mitlauter und Guttural-Buchstaben *) bestanden. Mit eben der Achtlosigkeit, mit welcher sie ihre eigenen Kleidungsstücke weggaben, nahmen sie auch von uns Glas, Korallen und andre Kleinigkeiten an."

Dieser Mangel an aller Neugierde setzte ebenfalls Bougainville in Erstaunen. Diese thierischen Menschen sahen selbst auf die Schiffe, diese Meisterstücke des menschlichen Kunstfleisses, ohne die mindeste Bewunderung hin. Mit unserer Zeichensprache, die doch sonst überall gegolten hatte, war bey ihnen gar nichts auszurichten. Sie verstanden keine einzige Geberde, und bemühten sich auch nicht uns ihre Sprache beyzubringen. Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Indeß sang und tanzte (oder sprang) doch nachmals eine andere Familie von Pescherähs am Bord der französischen Schiffe. Auch zeigte sich wieder eine andere Familie etwas wortreicher. Sie machte auch einen Unterschied unter den europäischen Waaren, zog den Bändern und Messern, die Korallen besonders vor, und rief dann: „Halleka!" Fragte aber Cooks Mannschaft nach Wasser, so gaben sie durch Zeichen das Trinken an, zeigten auf die Fässer, und riefen: „Uhd!" (Oodd.)

Die Nahrung der Pescherähs bestand aus halbverfaultem Seehundsfleisch; das thranigte, edelhafte Fett genossen sie am liebsten. Diese Nahrung machte, daß ein unerträglicher fauler Geruch aus ihrem Leibe dünstete, den man schon in der Ferne roch. Ferner nährten sie sich von Muscheln und Seeschnecken, die sie vermittelst eines Stocks von den Felsen losmachten, oder auch in kleinen Körben fischten. Dieß war das Geschäfte der Weiber, denen überhaupt alle grobe Arbeit oblag, selbst das Rudern ihrer Canots.

Der einzige Beweis einiger Gescheutheit und einer Art Kunstfleisses, waren ihre Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil. Ersterer, von einem den Berberizen ähnlichen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war sehr nett gemacht, an den letzteren aber war das Holz trefflich geglättet. Die Pfeile sind befiedert, die Spitzen aber, welche aus Krystall oder geschliffenem Schiefer bestehen, werden aus dem Beutel, worinn man sie besonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch herausgenommen, und auf eine sehr geschickte Weise eingesetzt. Bogen und Pfeil sind indeß eben so schwach, als der Arm, der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen von Fischknochen, mit Wiederhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Erdensöhne mit Allem vorlieb nehmen, was ihnen nur eßbar schien. Eins ihrer Kinder hatte es sogar versucht, ein Stück Glas, welches ihm die Franzosen gegeben hatten, zu verschlucken. Das unglückliche Kind ward ein Opfer seiner Gierigkeit, litt aber zuvor die grausamsten Schmerzen. Bey dieser Gelegenheit entdeckte man, daß es auch selbst unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt spielen, giebt. Der Arzt oder Beschwörer hatte zu seiner Cermonie sich das Haar bepudert, und mit einer Mütze bedeckt, welche durch zwey grosse Federn dem Merkurshute ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf

*) Buchstaben die durch die Kehle ausgesprochen werden, wie zum Beyspiel unser Ch.

die Erde aus, beugte sich mit gräßlichem Geschrey über dasselbe hin, öffnete plötzlich die zuvor geschlossenen Hände, und blies dabey stark den Odem von sich, als wollte er den bösen Geist hinweg blasen. Der französische Schiffsarzt wandte zwar alles an, das Kind zu retten, allein es starb, und die Pescherähs eilten mit wildem Geheule, ein solches ihnen gefährliches Volk zu verlassen; denn sie sahen die Fremden, und vorzüglich den Schiffs-Chirurgus, für die Ursache dieses Unglückes an. Hingegen schienen die Franzosen sich darüber einigermassen dadurch zu trösten, daß der Schiffs-Prediger dem unglücklichen Kinde auf eine verstohlene Art die Taufe beygebracht hatte, und auf diese Weise wäre also eine Seele in den Himmel gleichsam eingeschwärzt!!

Die Pescherähs scheinen zwar von einem Lande oder Insel zum andern zu wandern, denn man trifft sie bald an den Küsten von Magellans Lande, (nicht aber im Innern von Patagonien) bald an der Ost- bald an der West-Seite des Feuerland's an; *) indeß haben sie dennoch ordentliche Sitze, Ortschaften von mehrern förmlich errichteten Hütten oder Cabanen.

*) Dergleichen Hin- und Her-Wanderungen sind leicht zu begreifen. Diese Länder sind nur durch sehr schmale Arme des Meeres getrennt, die Pescherähs können sich folglich mit Hülfe ihrer Canots nach ihrem Gefallen bald an den Enden des festen Landes, bald auf den Inseln des Feuerlandes zeigen. — Das Nämliche wird auch wohl hinwieder von den Bewohnern der Küsten von Magellans Lande geschehen. Und so können in diesen wilden Regionen die größten und stärksten Völker von Süd-Amerika, die Patagonier mit den kleinsten und schwächsten, den Feuerländern zusammentreffen.

Das Dorf, welches Cook bey seiner ersten Reise in der Succeß-Bay auf dem westlichen Feuerlande fand, bestand nur aus 14 Häusern oder richtiger Hütten, von der allerrohesten Bauart. Ein Paar aufgerichteter Stangen, die sich gegen einander beugten, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, war an der Wetterseite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guanaken-Fellen bedeckt, die Leeseite hingegen stand mit einem Ausschnitt von etwa dem achten Theil eines Cirkels, als Thür offen; hier war auch der Platz für das Feuer, der Heerd, um welchen die zitternde Familie mitten im Sommer herumsaß. Forster bemerkt, daß diese Pescherähs, welche Cook bey seiner ersten Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und genährte Menschen gewesen, als die, welche sich ihnen bey dessen zweyter Reise in Christmaß-Sund (55 Grad 30 Minuten südlicher Breite, und 70 Grad 28 Min. westlicher Länge) zeigten.

Es giebt also auch wohl bey dieser Nation vorzüglichere und schlechtere Stämme, wie bey allen übrigen Wilden. Jene Dorfschaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte bey ihnen keinen Unterschied von einander, oder eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze Lebensart kame dem thierischen Zustande näher als bey irgend einem andern Volke, und die Weltumsegler waren froh ihrer los zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so unausstehlich machte.

Curiositäten aus dem Menschenleben.

Man läuft wohl Stunden weit, um merkwürdige Thiere, etwa Löwen, Tiger und Affen zu sehen, und man thut recht, denn so was sieht man nicht alle Tage. Aber

ich will euch hier von kuriosen Menschen erzählen, und die gehen uns doch noch näher an, als jene Affen.

Ausserordentliche, fette und schwere Menschen. Dergleichen war der Engländer Eduard Brimth, gestorben 1750, im Alter von 29 Jahren; er wog 609 Pfund englisch Gewicht (557 Pfund Nürnberger-Gewicht). Er war so unerhört dick, daß sieben Personen gewöhnlicher Größe sich in seinen Rock einknüpfen könnten.

Ein Herr Spaner, auch ein Engländer, starb im Brachmonat 1775 und wog fünf Wochen vor seinem Tod 649 Pfund englisch. Er war 57 Jahre alt und konnte seit mehrern Jahren nicht zu Fuß gehen. Nach seinem Tode maß man seine Breite, und fand ihn von einer Achsel zur andern 4 Schuh 3 Zoll englisch. Den Todtenbaum machte man mit Fleiß viel zu lang, damit die Träger Platz gewinnen, deren 13 waren; 6 auf jeder Seite, und einer zu äusserst. — Ey du Siebendick!

Sehr grosse und lange Menschen. Riesen z. E.; 1735 zeigte sich ein Riese zu Paris, der war 7 Schuh 8 Zoll 8 Linien Pariser-Maas, das wäre etwa 8 Schuh und fast 10 Zoll Bern-Maas.

Ein Thürhüter eines ehemaligen Herzogs von Würtemberg, maß 7 Schuh und einen halben, rheinisch Maas.

Ein gewisser Cajanus, ein Finnländer, maß 7 Schuh rheinisch Maas.

Welch ein Abstand gegen die sogenannten Zwergen, oder die ausserordentlich kleinen Menschen, die hier und da vorkommen. Bebe, der Zwerg des polnischen Königs Stanislaus, hatte nur 33 Zoll Pariser-Maas, etwa 3 Schuh Bern-Maas. Er war ganz wohl gewachsen und gut proportioniert, bis in's 16te Jahr, wo er anfieng krumm zu werden. Er starb 1764 im Alter von 23 Jahren.

Ein anderer, ein polnischer Edelmann, der 1760 zu Paris war, hatte im 22 Jahr Alters nur 28 Zoll Pariser-Maas, etwa 30 Bern-Zoll. Er war wohl gewachsen, hatte guten Verstand, und verstand mehrere Sprachen. Von einem andern liest man, der sammt den Schuhen und der Perrücke nur 38 Pariser-Zoll maß, und sammt den Kleidern 34 Pfund wog.

Sehr merkwürdig sind auch die Beyspiele solcher Menschen die ein sehr hohes Alter erreichten. Andreas Brisio lebte 122 Jahr, 7 Monate und 25 Tage; und hätte wohl noch länger gelebt, wenn er nicht durch einen Fall am Kopfe schwer verletzt worden. Er fühlte noch keinerley Altersschwachheiten, war ein thätiger Bedienter, und versah seinen Dienst bis zum Tod. — Herr de la Haye lebte 120 Jahre. Er hatte zu Lande die Reise nach Ostindien, China, Persien und Egypten gemacht, und meistens zu Fusse. Er verheyrathete sich erst im 60sten Jahr Alters und hinterließ fünf Kinder.

Wilhelm Lecomte, ein Schafhirte, heyrathete im 80sten Jahr zum zweytenmal, und lebte 110 Jahr.

In Dublin der Hauptstadt von Irrland, lebte 1773 ein Schuhmacher, Namens Peter Menitor; und ob er gleich schon 114 Jahr alt war, so war er doch vollkommen gesund. Er lebte damals mit seiner eilften Frau, welche 78 Jahr alt war. — Das war ein rechter Weiberfreund! — Ja man liest sogar von einem Mann der erst im 184sten Jahr starb!

Der

Der Held.

Graf Josias von Ranzow war einer der wakersten Kämpfer und bräfften Feldherrn seiner Zeit. Erst diente er unter den holländischen Truppen dann unter Gustav Adolpf dem Grossen im 30jährigen Krieg, nachher in französischen Kriegsdiensten, ward Oberst, General, schwur Ao. 1645 den lutherischen Glauben ab, wurde katolisch und empfieng den Marschalsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Beredsamkeit, redete die vornehmsten Sprachen Europens, — tapfer wie seyn Degen, im Feuer der Schlacht kalt wie Cäsar. — Er schlug den Feind wo er ihm begegnete, eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn als auf das schönste Mädchen, und — am Ende? — mußte er wegen eines blossen Verdachtes ins Gefängniß, saß ein Jahr darin, und kam endlich gerechtfertiget wieder in Freyheit um einige Monate nachher Ao. 1650 an der Wassersucht zu sterben.

Von allen seinen Gliedmassen hatte er eins auf dem Schlachtfeld gelassen; er hatte nur ein Ohr, ein Auge, ein Arm, ein Bein; genug, Mars lies ihm nichts ganz als das Herz.

Der Ritter von Brühlhofen.

Ein sonst sehr artiger Landmann, der sich durch die Veränderung der Zeitumstände in das Recht gesetzt sah ein Magazinlein Oktober-Tisane anzufüllen, und auch nebenbey ein Paar dergleichen mit offener Thüre zu halten; kam letzt verflossenen Sommer an einem Dienstag Abends nach vollendeter Tavernen und Keller-Musterung in den traurigen Zustand der Unvermöglichkeit, um an der Hand seiner theuren Ehehälfte die Heimreise nach seinem Rittergute (Brühlhofen genannt) anzutretten. Da es wirklich sehr spät war um von einer Rencontre profitieren zu können, und die wenigen seiner vorhandenen Nachbaren sich nicht gerne mehr mit dem Ausladen solcher Waare befassen wollten, die sie so eben auf dem Zeughausplatz abgesetzt hatten; so wurde ein Cabriolet nach Art wie es gemeine Leute auf Jakobi und Lichtmeß benöthigt sind, in Pacht genommen und mit dem Eigenthümer der Akkord geschlossen posa piano über das Pflaster zu fahren, wo dann mittlerweile die Ehehälfte in der Laube gehend, auf die Bewegungen der kostbaren Waare ein wachsames Auge hielt. Die Reise würde erwünscht von statten gegangen sein, allein am B. Reihn blieb der Schleiftrog auf dem Cabriolet, und am St. Reihn hätte man Vorspann nöthig gehabt. Endlich ward doch die Reise glücklich vollendet, und der Ritter unter Decke und Federn gebracht. Am andern Morgen fragte ihn die Frau: Säg Schazeli wie isch der o? ha, ha, mir isch wohl! s'isch gut ha ni mi nächti bi Zite g'schleikt; mach du mer jez e guti Chässupe so cha ni ga B. i ha starke Nadurst.

Wie kann vieles Geld einen Menschen arm machen?

Meister Markus war ein geschickter Tischmacher, und lebte in einer kleinen Stadt recht glücklich von seiner Hände-Arbeit, so daß an ihm der alte Spruch in Erfüllung gieng: du wirst dich nähren von deiner Hände-Arbeit, wohl dir, du hast es gut. — Jetzt starb ein

Verwandter, und Meister Markus erbte ein kleines Häuschen mit etwas Land und einem Garten, nicht weit von dem Thore. Verkauf dein Erbe, und wende den Ertrag zu bessern Betrieb deines Handwerks, so riethen ihm verständige Freunde. Aber, wer nicht gehorchte war Meister Markus. Er fand es gar hübsch ein Landgütchen zu haben. Er traktierte dort gute Freunde gerne auf ein Glas Wein, und eine Magenwurst! er schafte allerley schönen neuen Hausrath an: er baute bald sein Häuschen grösser, — er ward ein Herr gumifo, wie er sagte. — Aber indessen thaten seine Gesellen in der Werkstatt was sie wollten; seine Kunden verlohren sich; sein Grosthun hatte ihn in Schulden gebracht, das Häuschen mußte verkauft werden, und Markus mußte wieder an den vierbeinigen Bank. Aber die Arbeit war ihm verleidet und ungewohnt. Das Wohlleben zog ihn immer noch an, — er ward vollends liederlich, und — endete in Armuth und Verachtung sein Leben. — Wohlgemerkt: treibe dein Handwerk, damit du nicht vom Handwerk getrieben werdest.

Kuriose List.

Im Jahr 1359 wurde die Stadt Rennes in Bretagne von der englischen Armee belagert. Die braven Bretagner hatten die Engländer zurück getrieben. Da nun die Engländer verzweifelten, die Stadt zu erobern, so verwandelten sie die Belagerung in eine Blokade, um sie durch Hunger zum Kapituliren zu zwingen. Es währte auch nicht lange, so litten die Belagerten sehr an Lebensmitteln. Die Engländer wollten ihnen diesen Mangel noch empfindlicher machen, sie liessen also eine Heerde Vieh unter der Aufsicht beherzter Krieger nahe bey den Mauern der Stadt vorübertrieben und eine Heerde Schweine dicht dabey unter starker Bedeckung hüten. Bertrand von Gueselin der in der Stadt war, ersann ein Mittel, wie man dieser Heerde ohne Gefahr habhaft werden könnte. Er befahl nemlich, eine Sau herbey zu schaffen. Als man diese endlich glücklicher Weise aufgefunden hatte, ließ er sie an eines der Thore bringen, welches geöffnet wurde. Hier wurde die Sau an Schwanz und Ohren gekniffen und gezogen, bis daß sie laut aufschrie. Der Instinkt trieb nun die Heerde Schweine an, mit der größten Eile dem Geschrey zu folgen, und es war eine Unmöglichkeit sie in ihrem Lauf aufzuhalten. Sie stürzten alle in das Thor, das sogleich wieder geschlossen wurde, als die Heerde hineingelockt war. Nun bestiegen die Einwohner von Rennes die Wälle und schrien den Engländern mit lauter Stimme zu, Speck! Speck! Wer will Speck kaufen! Nach der Zeit ist diese Redensart in ganz Bretagne zum Sprichwort geworden, und in der Faschingszeit ziehen noch die Kinder die Schweine bey den Ohren und dem Schwanz und rufen dabey: Speck! Speck!

Der Bräutigam.

Gretchen war Untermagd auf einem Landgut, brav und treu im Dienst, aber arm wie eine Kirchenmaus. — Gretchen fieng an zu trauren, hängte den Kopf wie ein vom Hagel getroffener Krautstengel, ja es gab sogar Regenwetter aus den Augen, und niemand wußte warum. Endlich bekannte sie es ihrer Meisterfrau, daß sie wohl

heyrathen könnte; es hätte sich einer gefunden, der sie zur Ehe begehre — aber sie habe auch gar nichts zum Anfang einer Haushaltung. — Die Frau war reich und gutherzig, und versprach ihr für ihren Fleiß eine Ehesteuer von 20 Kronen. — Am Sonntag drauf brachte das erfreute Gretchen seinen Liebsten, daß er schön danken sollte. Wie staunte die Frau! Ein kleiner dicker Klotz auf Beinen so krumm wie ein Türkensäbel, mit zwey grasgrünen Augen die erbärmlich schielten, stand vor ihr, und riß ein Maul auf, als wollte er sich beyde Ohrenläplein abbeissen. — Ey, ey! Gretchen! Hat der Pursche dir denn gefallen? — He! luegit Frau, i ha daicht für 20 Kronen überchöm i chuum enangere, weder e selige!

Der Hut.

A. Ich verköstige mich eben nicht mit Hut abziehen! Ich trage einen sehr feinen Kastorhut, und —

B. Ja! der Hut ist wohl fein, aber der ihn trägt ist desto gröber.

Lob- und Ehrengedächtniß des dickberühmten Hans Wanst, gewesenen Bauern in der Grasmatten.

Es war der theure Mann gebohren von seiner Mutter selig, und von derselben in seiner Jugend gar fleißig mit dickem Brey gefüttert worden; so daß er selbst so dick und rund ward wie ein Bauchofen. Frühe schon zeigte er besondre Geistesgaben, denn im zehenten Jahr verstand er schon das ABC, und war im 12ten mit dem ganzen Namenbuch fertig. Im vierzehenden hatte er seine ganze Schreibkunst ergriffen, und wußte seinen Namen gar deutlich zu schreiben; mit dem übrigen gab er sich freylich nicht ab. Als er im 15ten zur Unterweisung angeschrieben wurde, so war er der dickste von allen 50 die mit ihm giengen; und hatte eine solche unersättliche Lernbegierde, daß er drey Jahre hintereinander unterrichtet werden mußte. — Damit das edle Geschlecht der Wanst nicht aussterbe, und die Gemeind dadurch in grosses Ungemach gestürzt würde, verheyrathete ihn sein Vater im 20 Jahre seines Alters mit einem Mädchen von ausgezeichnetem Verdienst, indem sie ihm 20,000 Pfund Mittel zubrachte. Sie brachte ihm nach und nach 6 Kinder, die er mit der größten Gutmüthigkeit als Vater liebte! — Uebrigens war sein Lebenswandel durchaus exemplarisch und erbaulich. Er stand auf zum Frühstück, rauchte Taback bis zum Mittagessen, schlief bis um 3 Uhr, und war nie im Wirthshause als alle Abend bis zum Nachtessen. Im Sommer war er jeden Sonntag bey guter Witterung in der Kirche, und befliß sich da einer so andächtigen Stille, daß er jedesmal geweckt werden mußte, wenn er zum Gebet aufstehen sollte. — Dieser theure Mann beschloß sein thatenreiches Leben durch einen betrübten Tod, und liegt begraben, den Würmern eine willkommene Speise. — O du Wanst aller Wanste. Nie sterbe dein Andenken unter uns.

Der Schatz.

Ich stand, so erzählte ein längst verstorbener Prediger, in einer schönen Sommernacht an meinem Fenster, und blickte auf den Kirchhof. — Nicht über lang kam eine

alte Frau, kroch langsam durch das Gras, warf etwas an die Erde, und schlich langsam wieder davon. Ich rief sie an, und fragte, was sie gefunden hätte? Sie antwortete nicht, sondern kam ganz still unter mein Fenster, und deutete mir, ich möchte sie herein lassen. Es geschah, und nun erzählte sie folgendes: „Ich habe über dem „Grabe des *** ein Licht brennen gesehn; „und daß ist ein sicheres Zeichen, daß der „Geizhals einen Schatz mit sich ins Grab „genommen hat. Darum hab ich nun „meine Schürze darüber geworfen, und „wenn ich nun in der Mitternachtstunde „hingehe, und die Schürze aufhebe, so ist „der Schatz herauf. Ich hoffe doch, Herr „Prediger, sie werden mir, als einer armen „Frau, mein Glück gönnen."

Der Prediger wußte daß mit blossen Vernunftgründen abergläubische Leute sich nicht bekehren lassen. So wollte er die Frau durch Erfahrung überzeugen; und bewog sie also bey ihm zu warten, bis die rechte Stunde käme. Das geschah denn auch. Stillschweigend naheten sie sich, die Frau hob ihre Schürze ab, aber — kein Schatz — kein Geld war da, sondern nur ein kleines helles Lichtlein brannte im Grase.

Der Prediger griff zu, nahm das leuchtende Ding mit heim, und zeigte da der Frau, daß es nichts war als — ein Scheingüegi (Johannis-Würmchen); und konnte nun erst sie überzeugen, daß ihr Aberglaube mit falschen Hofnungen sie betrogen habe.

Geschlechtsregister der Familie Griesgramm.

Baldrian Griesgram, kam aus Schwaben hieher; brachte eine hübsche Frau mit; und ward also Küster, und endlich hier gar angenommen zum Burger.

Thomas sein Sohn, erbte die Küsterstelle; und hat sich in derselben dadurch berühmt gemacht, daß er die Zopfen an den Glocken mit Hundefett statt mit Oel einrieb.

Markolphus, erhielt seinen Taufnamen zum Andenken seines berühmten Ahnvaters, des gewesenen Scharfrichters von Z. der an einem Tage mit eigener Hand sieben Malefikanten die Köpfe abschlug, und dadurch eine seltene Kunstfertigkeit bewies. Unser Markolphus der zweyte wäre aber demohngeacht nicht Küster worden, hätte er nicht des Gerichtsvogts junge Magd geheirathet. —

Sebastian, zugenant Raxser, ein äusserst demüthiger Mann! Aß kein Fleisch, trank keinen Wein, kleidete sich fast nur in Lumpen, alles aus Demuth; und hinterlies bey seinem Tode baare 5000 Gulden; die er aus lauter Demuth bey Lebzeiten von aller Welt verborgen hatte.

Fabian, des obigen Bruder, seines Zeichens ein Schneider, und tapferer Mann, der mit eigener Hand einen geschossenen Wolf durch das Dorf führte; und von da an der Wolf-Schneider hieß. —

Rosamunda seine Schwester, eine sehr fromme Person, las immer überlaut in der Bibel, oder sang Psalmen, wenn der Pfarrer vor ihren Fenstern vorüber gieng; mußte einen Taugenichts heirathen, ward abgeschieden von ihm — und starb im Elend.

Philipp, Fabians Sohn, kam mit einer Glückshaube auf die Welt, und man hoffte er sollte die Familie emporbringen. Trat aus Heldenmuth in französische Kriegsdienste, und hat sich bey verschiedenen blutl-

gen Affären als — Trommelschläger tapfer gehalten, und durch sein Trommeln ausgezeichnet. —

Anselmus, Sebastians Sohn, den der Pfarrer als Knecht ins Haus genommen, und unterrichtet hatte, ward Schulmeister und Organist: und heirathete nach seines Vaters Tode ein armes Mädchen, das neben ihm gedient hatte, zum grossen Aerger seiner Familie. —

Dorothea, Fabians Tochter, war schön von Angesicht, zog in die Stadt, und lebte dort eine Zeitlang herrlich und in Freuden, und hatte die Verwandschaft grosse Ehre. Gieng mit einem französischen Obrist auf Reisen, kam nach drey Jahren auf der Bettelfuhr wieder und starb im Spithal, ihres Alter 30 Jahr!

Nickles, war ein Schumacher und grosser Gelehrter, der sogar Verse machte, und ein schön Stück Geld damit verdiente; in massen er dieserhalb auch bey Hochzeiten und Kindstaufen häufig zu Gast geladen wurde. Auf den Bruder des Ammanns machte er folgende Grabschrift:

Es starb der Peter Fabian;
Das klügste was er je gethan.
Als Dummkopf schloß er seinen Lauf;
Drum fürcht ich, er steht wieder auf.

Weshalb ihn der Ammann auf Leib und Leben verfolgte.

Folgt nun Mathias, der Schreiber dieses, der endlich den Küsterdienst durch grosse Mühe wieder errungen, und der Familie Griesgram ihre alt hergebrachte geistliche Würde wieder gegeben hat.

Wie die Zeiten ändern.

Im Jahre 1479 hatten die Inger, (Engerech, Käferwürm) hier in der Schweiz sehr grossen Schaden gethan, und man glaubte daher wohl gar, die armen Thiere wären Abgesandte des bösen Geistes, um die Menschen zu strafen und zu quälen. Da nahm man zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Der Bischof von Lausanne ließ eine strenge Klagschrift wider sie ergehn, ließ sie vor das geistliche Gericht laden, gab ihnen zwar einen eigenen Advokaten von Freyburg; aber nach reifer Erdaurung der Sachen, wurden die armen Thiere doch ohne Barmherzigkeit verfällt, und in den Bann gethan! — So giengs in der guten alten Zeit!

In unsern Tagen macht man das kürzer! Man sammelt sie, giebt sie den Schweinen oder dem Federvieh, oder tödet sie; und es ist die Frage, ob das nicht mehr hilft als jenes!

Zur Ehre jenes Bischofs aber muß ich sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. In jenen finstern und abergläubischen Zeiten hätte er mit einem noch so vernünftigen Käfermandat nichts ausgerichtet. Er benutzte also den Aberglauben selbst, er that zuerst die Käfer in aller Form in den Bann, und da fehlte es wohl nicht, sie wurden sicher von da an als verdammte Ketzer auf alle erdenkliche Weise verfolgt und ausgerottet; und ich denke immer, gerade das hatte der kluge Bischof gewollt.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen Wanst laut schnaufend über Land,

Und rief, als er von Regenschauern,
Ein Bächlein angelaufen fand,
Den nächsten Ackersmann: „Mein Lieber,
„Kommt her, und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im schnellsten Lauf;
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
„Zum Leibroß unterthänig dienen.“
Und lud den dicken Herrn sich auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Reuter sprach:
„Ich wills vergelten, lieber Alter,
„Denn bald werd ich vielleicht aufs neu Ge-
„richtsverwalter.“ —
Da stand sein Leibroß still, und fragte:
„Was sagt er?
„Ist er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“
„Ach! wißt ihrs nicht?“ begann der Dick-
bauch jetzt zu klagen,
„Ich ward entsetzt vor wenig Tagen.“ —
Patsch! warf den alten dummen Veit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn:
„Laßt mirs sagen
„Wenn ihr aufs neu Gerichtsverwalter seyd,
„Alsdann will ich euch weiter tragen.

Woher rührt der Ausruf: Hepp! Hepp!

Bey den neulichen Mißhandlungen der Juden in Franken und in andern Gegenden rief man allenthalben, hepp! hepp! und man hat diesen Ausruf und seine Entstehung auf verschiedene Art zu erklären gesucht, allein diese Erklärungen weichen insgesammt von der Wahrheit ab. Die Einen behaupten: Kreuzzügler hätten an ihrer Kopfbedeckung die Buchstaben HEP stehen gehabt, welche soviel bedeuten, als Hierosolyma est perdita (Jerusalem ist verloren); Andere leiten es vom Hebräischen Hapach (zerstören) ab, aber was weiß das gemeine Volk in Franken, Baiern und Schwaben von diesen gelehrten Sachen? In diesen Gegenden, so wie auch in Sachsen, ruft man den Ziegen, wenn man sie an sich locken und sie vielleicht beim Barte zupfen will, hepp, hepp! zu, worauf sie sich sogleich einstellen. Da nun die Juden Bärte tragen, mit denen sich auch der Pöbel muthwillige Streiche erlaubt, so wandte man den Zuruf auf die Juden an und sagte barbarisch genug: „Hepp, hepp! — —!“ Vielleicht hat man sich auch in frühern Zeiten bey Judenverfolgungen dieses Zurufs bedient, der so alt ist, als die Ziegenzucht in Deutschland. Der gemeine Mann bemerkt oft da Aehnlichkeiten, wo in andern Hinsichten der Unterschied gewaltig groß ist; denn was ist wohl unähnlicher als ein Mensch und eine Ziege? Der lange Bart ist das einzige Aehnliche, aber derselbe fällt gerade dem Volk am meisten ins Auge.

Die Erzherzogin Maria Louise.

Nach dem Sturze Napoleons verließ die ehemalige Kaiserin der Franzosen, Maria Louise, Frankreich. Unterwegs machte ihr ein . . . General seine Aufwartung und bat sie um Verzeihung, daß er zum Verluste ihres Thrones beygetragen habe. — „Mein Fürst!“ gab sie zur Antwort, „Sie „brauchen sich nicht zu entschuldigen; Sie „sind ganz ohne Schuld, hätte mein Ge„mahl bloß mit Ihnen zu thun gehabt, so „säße er noch jetzt auf dem Throne.“

Kurzweil.

Wer's versteht der kann einer ganzen Stube voll Leute grosse Kurzweil machen,

wenn er eine Zeitung oder Wochenblättli so liest, daß er aus einem Artikel plötzlich in den andern springt, wobey oft die lächerlichsten Sachen herauskommen.

Zum Exempel: Ein fast neues Hintergeschirr — welches einen Janitscharen-Marsch pfeift.

Ein zweyjähriger brauner Pudel, von der beßten Race — bietet seine Dienste zum Unterricht in beyden Sprachen.

Dasjenige zweyjährige Rind, rothblösch welches den 13. Brachmonat von der Weid entlossen — ist den 15ten allhier bey der Krone angelangt, und bietet seine Dienste an als Zahnarzt.

Ein männlicher Elephant aus Bengalen sehr zahm — dienlich für einen Herrn Pfarrer auf dem Lande.

Zu verkaufen: Ein bequemer Reisekofer, worinn sich befindet — eine gesunde Säugamme — ein kupfernes Bauchkeßi, und — der beliebte Wanzenspiritus.

Bey Buchhändler X. folgendes ganz neue Werk, das in keiner Damen-Bibliotheck fehlen darf — ein halb Dutzend welsche Hühner, die auf dem Punkt sind zu legen.

Letzten Dienstag ist vom Zeitglocken bis zur Gefangenschaft verlohren worden — eine Tochter aus dem Welschland — sich in der neuen Schaal anzumelden, wo das Pfund um 5 krz. verkauft wird.

Mißverstand.

Der Polizeydiener von A. war übelhörend, und da gab es manchen sonderbaren Mißverstand mit seinen Verrichtungen. — „Gieb wohl Acht auf die Länder," befahl der Statthalter. „Jä! der Buchbinder het gseit si syge nanit drukt!" Er meynte Kalender! — „Hest de keini Strolche g'seh"? Obhütis! viel Volch und viel Veh ist uf em Märit! — „Weist nüt, was gilt der Anke?" Es ist sie da nüt z'danke; es ist my Schuldigkeit. — „Wo heis ächt nächti brunnen?" He ja! aber ds Wasser ist nüt nutz. Er hatte verstanden: beym nächste Brunnen.

Ob wohl in der That Thiere aus den Wolken fallen?

Wenn der Bote den Kopf schüttelt und nein sagt, so soll der geneigte Leser ihn darum nicht als einen Kezer und Ungläubiger verdammen, und soll hören und prüfen, und dann erst urtheilen.

Daß es Frösche geregnet haben soll, haben die Leute mir auch einmal weis macher wollen. Die Frösche habe ich gesehn, viele tausend beysammen im Grase und im Wege, das ist wahr. Aber woher kommen sie? Ja! woher als mit den dickſten Regen vom Himmel herab. — Hast du denn einen einzigen wirklich fallen gesehn? — Nein, aber — aber siest du dort den grossen Weiher? dort sind sie heraus gekrochen. Denn sie sind noch alle jung; und weil es eben Regenwetter ist, sind sie ans Land gekommen.

Aber im Frühling wenn Schnee fällt, der bald vergeht, so findet man in dem zusammengelofenen Wasser kleine schwarze Thiere; die sind doch wohl mit dem Schnee herunter gefallen! mit nichten, es sind die sogenanten Wasserflöhe, die in stillstehendem lauem Wasser sich das ganze Jahr hindurch finden, und sich fortpflanzen wie andere Insekten. Den Winter über verkriechen sie sich in den Ritzen und im Schlamm; kommen mit der Wärme wieder hervor, und

suchen das Wasser. Aber vor einigen Jahren sind doch Würmer mit dem Schnee herabgefallen! — Nein — aber mitten unter dem schneien auf dem Schnee herum gekrochen; sie leben im Winter im Moos, unter Baumwurzeln, und marschieren oft sehr zahlreich hervor, besonders wenn starker Wind die Bäume schüttelt, und die Thierchen unter den Wurzeln beunruhigt.

Indessen konnte der Wind wohleinmal dergleichen kleine Thierchen von der Erde aufheben, und anderswo fallen lassen. Hat er doch schon manchem ehrlichen Mann seinen Filzdeckel, und manchem Hause sein Dach weggehoben und fortgeschmiessen; warum denn nicht auch eine Hand voll Würmer? — Da braucht es ja weder Wunder noch Zeichen! —

Der Elephant.

In der Ostermesse 1820 hatten wir das Vergnügen, einen schönen grossen männlichen Elephant zu sehn, von dem der hinkende Bote nun das merkwürdigste erzählen will, was er und andere gelehrte Leute (hier hustet er, und schneuzt sich) von diesem sonderbaren Thiere wissen; schon das äussere Ansehen seiner Gestalt macht ihn merkwürdig. Kein anderes Thier ist so groß, dick, schwer; keines so sonderbar gebaut. Der Leib gleicht einem grossen Fasse, das auf vier dicken Stüden oder Säulen steht. Der Kopf ist groß; der Hals kurz und stark; die Augen klein, aber verständig; die Ohren grosse herabhängende Stücke Leder. Sein Schwanz ist nackt, und hat nur am Ende ein Büschel Haaren, fast wie ein Kuhschwanz. — Vorzüglich aber sind an diesem Thiere merkwurdig seine Stoßzähne, und sein Rüssel.

Die Stoßzähne, die aus der oberen Kinnlade hervor treten, fallen im 12 oder 13 Monat dem Thiere aus, wenn sie einige Zolle lang sind. Dann wachsen andere nach, die nun bleiben, mit dem Thiere wachsen, und oft sehr groß werden, so daß man in Bengalen (in Ostindien) Zähne gesehn hat, die 72 Pfund wogen. Ja man soll in London sogar deren zeigen die anderthalb Centner wägen. Sie geben das bekannte kostbare Elfenbein; (merk wohl, nicht Helfenbein) das also kein eigentliches Bein, sondern ein Zahn ist. — In diesen Zähnen haben sie eine ungeheure Kraft, durchstechen damit andere Thiere, mit denen sie streiten; tragen aber auch, wenn sie einmal zahm sind, schwere Lasten, die man ihnen daran hängt.

Der Rüssel ist eigentlich die verlängerte Nase des Thiers, und ist ein starker ledener Schlauch, in welchem die beyden Nasenlöcher liegen. Vornen daran ist ein kleines Glied, wie ein Finger; und mit diesem Theil seines Körpers macht das grosse Thier mancherley Verrichtungen: nicht nur liest er kleinere und grössere Geldstücke von dem Boden auf, zieht einen Zapfen aus einer Flasche, ergreift einen Hammer und klopft mit; nimmt einen Büschel Stroh, und wehrt sich die Fliegen; bricht Gras, Blätter und Blumen ab; ergreift seine Speise und steckt sie in den Mund; sondern er hat in diesem Rüssel auch eine so fürchterliche Kraft daß er Bäume ausreist, und wegschmeist; Menschen darinn erdrückt, oder sie haushoch in die Luft schmeißt, daß sie herunter stürzen, und halbtod fallen. Daher nannten die Alten diesen Rüssel die Hand des Elephanten, weil er damit verrichtet was wir mit unsern Händen.

Das Thier wird sehr groß; begreiflich im freyen Naturstande grösser, als in

der

der Gefangenschaft. Der in Bern war hoch 9 Schuh. Aber man hat in Afrika solche gefunden, die bis 14 Schuh hoch waren. Die Länge des Körpers beträgt aber, gegen seine Höhe gerechnet, nicht viel; und das Thier scheint daher sehr kurz und zusammengestossen.

Ihre Kraft steht im Verhältniß zu ihrem Körper. Was sechs Pferde liegen lassen, das führt der Elephant von der Stelle. Auch ein kleines Thier hebt einen erwachsenen Mann wie ein Kind mit seinem Rüssel in die Höhe, legt sich damit eine Last von zwey Centnern auf den Rücken: an die zehn Centner tragen sie an ihren Stoßzähnen, und vier bis fünftausend Pfund sind ihm keine drückende Last. Stößt er mit seinem Leibe im Zorne an eine Mauer, so muß sie gut gebaut seyn, oder er macht ein Loch darein.

Ungeachtet seiner ungeheuern Schwere, und seines plumpen Körpers, marschiert das Thier noch sehr schnell; auch der geschwindeste Mensch entrinnt seinem Trabe nicht. Selbst schwimmen kann er sehr gut, und reckt dabey seinen Rüssel über das Wasser in die Höhe.

Im freyen wilden Zustande ist der Elephant gutmüthig und friedlich, und braucht seine Kraft und seine Waffen nur zur Vertheidigung, nie zum Angriff. Er geht meist in Gesellschaft, truppweise; wer ihnen so begegnet, geht ihnen bey Zeiten aus dem Wege, und hält sich stock stille, bis sie vorüber sind; denn wehe demjenigen, der ihnen etwas in den Weg legt. — Sie lieben tiefe schattige Gegenden, und die Ufer der Flüsse, denn ohne Wasser können sie nicht leben. Sie trinken es nicht nur, indem sie den Rüssel voll saugen und ihn dann ins Maul ausleeren, sondern sie spritzen sich auch den Leib damit, um sich abzukühlen; darum baden sie auch gerne.

Ihre Nahrung nehmen sie ganz aus dem Gewächsreiche, Gras, Blätter, Blumen, Wurzeln, Getreide, Früchte. Besonders lieben sie den Reis; und kommen sie an solche bepflanzte Felder, so thun sie ungeheuern Schaden; indem sie mit ihrem schweren Leib weit mehr zertreten, als sie fressen; und überdies alles, sogar die Hütten der Neger über den Haufen werfen, wenn sie ihnen im mindesten im Wege sind! Ihre Fortpflanzung geht langsam. Das Weibchen tragt ins zweyte Jahr, und bringt nach zwanzig bis zwey und zwanzig Monaten ein einziges Junges, das bey seiner Geburt etwa so groß als ein Schwein ist. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich höchst selten fort.

Ob sich gleich bey den zahmen zu einer bestimmten Zeit die Zeichen der Brunst äussern, wo sie ausserordentlich wüthend und gefährlich sind, wovon wir an dem letzthin in Bern befindlichen ein schreckliches Beyspiel gesehen haben. Als er am 31 May zu Genf in der Nacht aus seinem Behälter herausgelassen wurde, um ihn nach Lausanne zu führen, gab er Zeichen von Ungeduld und mürrischem Wesen. Nach Verlauf einer halben Stunde machte er sich auf seinen Führer los, gegen den er sonst viele Anhänglichkeit und Liebe zeigte, richtete ihn übel zu, und lief nach Genf hinein, wo er vor allen Brantwein-Magazinen still hielt und drohte die Thüren einzuschlagen. Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich ihn in eine der Bastionen hineinzutreiben und durch einen Kanonenschuß zu erlegen. — Einige Tage vorher hatte man dem Führer Erk.

25000 für denselben geboten; allein er schlug diesen Preis aus.

Wer nun Lust hat ein solches Thierlein anzuschaffen, der kann sich eins kommen lassen aus Asien, oder Afrika; anderswo leben sie nicht. Aber er sorge für gutes und genugsames Futter, denn ein Elephant führt guten Apetit. Täglich seine hundert Pfund Reis, frisches Gras, Früchte, Zuker u. d. gl. obendrein. Der Elephant zu Versailles erhielt ehedem täglich 80 Pfund Brod, 12 Pinten Wein, 2 Eimer Suppe, 2 Eimer gekochtes Reis, und eine Garbe Korn. Auch trinkt er sehr gern Branntwein und starke Getränke. —

So viel dieses Mahl von dem Elephanten. Wenn der geneigte Leser allenfalls nun Lust hat zu vernehmen, wie man diese Thiere fangt, und zähmt und abrichtet, so beliebe ers nur zu melden unter der Adresse: — pro tempore hinkende Bote in Bern. Franco Bern.

Angeführt!

In einer schönen Stadt war ein schöner junger Herr, und dieser war in eine schöne junge Tochter verliebt bis über die Ohren; und wenn der geneigte Leser noch nicht errathet, von wem ich rede, so merke er auf den Pudel, der immer mit dem jungen Herrn ist, wenn er des Tags wohl funfzig mal vor den Fenstern der Jungfer vorbey spazirt, und gegenüber steht, und hustet, und seufzet. — Aber das alles hat lang nichts geholfen; die schöne Jungfer that, als suchte sie den schönen Herrn gar nicht; und er fieng schon an zu überlegen, ob er sich erhängen oder ersäufen wolle, als auf einmal das Herz der Dame sich erweicht! Sein Pudel bringt ein Briefchen unter dem Halsband, worinn sie ihn einladet, dieselbe Nacht um 8 Uhr vor dem Thor bey ihrem Gartenhause sie zu erwarten, wo sie seine Anträge anhören und beantworten wolle. — Mit innigem Entzücken eilt er dorthin, in kalter feuchter Nachtluft am 1sten Winterm. 1819. Er wartet geduldig vor der Gartenthüre — und die Schöne kommt nicht! Er zittert vor Kälte, und sein getreuer Pudel winselt — und sie kommt nicht. Jetzt ists schon 10 Uhr Nachts — jetzt kommt ein kleines Lichtlein die Gasse herab gegen das Thor — das ist Sie! Aber ach! Es ist der Wächter, der das Thor schließt! Jetzt ist mein armer Herr gar ausgeschlossen, samt seinem Pudel und seiner Liebe; und als er am Morgen verfroren und unwillig zum Frühstück heimkehrt, findet er ein anderes Briefchen, worin geschrieben stand: „Einige junge Herren hätten im Namen sei„ner Dame, doch ohne ihr Vorwissen, ihn „zu jenem Gartenhause eingeladen, um in „einer kühlen Nacht sein Liebesfeuer auszu„löschen.“ — Man hat den Herrn seither nicht mehr gegenüber stehen gesehen, und — der unschuldige Pudel ist abgeschaft. —

Noch schlimmer

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

ergieng es dem alten verliebten Sigerist und Schulmeister Löffel. Er hatte seines Nachbars Tochter Elseli gar herzlich lieb gewonnen. Aber das muthwillige Mädchen hatte mit dem alten Mann nur sein Spiel, und konnte ihm doch damit seine thörichte Liebe nicht vertreiben. Kurz vor Weihnachten sieht er, daß Elseli mit ihrer Freun-

Noch schlimmer!

dinn Kätterli am Garten schwatzte; er schleicht hinter die Ladenwand, und vernimt folgendes: „An der Weihnacht ist Mondschein; „wenn wir da zum Dorfweiher gehen, und „stillschweigend hineinblicken, so sehn wir „das Angesicht unsers künftigen Mannes! „Wir wollen doch einmal sehen!“ Wer war froher als mein alter Löffel! Jetzt hab ichs gefunden, denkt er, und an der Weihnacht macht er sich schön gepuzt auf den Weg zum prophetischen Dorfweiher, und steigt dort auf einen Weidenstock, um von da herab sein holdes Angesicht im Wasser erscheinen zu lassen. — Eine Stunde ungefähr mochte er da gefroren haben, als die Mädchen anrücken, bedächtig dem Weiher nahen, hineinguken, aber durch Kopf schütteln und andre Zeichen sich deuten, daß sie gar nichts erblicken. Ich will euch schon etwas zeigen, denkt Löffel, und streckt seinen Kopf so weit vor, daß ihm der Hut entfällt; er will ihn haschen, verliert das Gleichgewicht und stürzt plumps in den Weiher herab.

Man behauptet, der alte Gauch sey freylich von seiner Liebe wohl kurirt, dafür aber so wasserscheu geworden, daß es ihn zu schaudern anfangt, wenn man vom Dorfweiher redet.

Wie mancher hat es schon gefühlt,
Wie toll die Liebe mit uns spielt!
Und doch läßt sich, trotz allem Warnen,
Noch mancher alte Gauch umgarnen!
Nun! Wer sich selber spöttisch macht,
Der wird ja billig ausgelacht.

Die kuriose Braut.

Ein Mann, der gerne eine reiche Frau gehabt hätte, fragte darüber einen guten Freund um Rath. Der gute Freund war ein Schalk, und sprach: Halt! ich weiß dir eine; aber sie ist Witwe! — Oh! das macht nichts! Sie hat eigenes fruchtbares Vermögen! Oh! Schön! — Sie hat dato keine Kinder mehr! Oh! Noch besser! Hat eigen Haus und Hof! Oh! scharmant! Ist alt, und dürfte leicht in kurzem abmarschiren! Ganz nach Wunsche! — Aber wer ist sie? wo ist sie? — Komm Freund! Ich will dir sie zeigen; sie pflegt um diese Zeit gemeiniglich in dem Hofe vor ihrem Hause zu spazieren! — Sie gehen, und der Schalk führt ihn zum Bärengraben, wo eben damals das Weibchen allein war! — Bedank mich gar schön für solche Braut.

Allerley Unarten.

Der Hink. Bote kommt überall herum, und da bemerkt er denn manches, das besser seyn könnte, wovon er gegenwärtig etwas zur Probe mittheilen will.

In einer gewissen Gegend grüssen die Leute selten, danken kaum, wenn man sie zuerst grüßt, und lassen selber den Herrn Pfarrer vorbeygehen, ohne die Kappe zu lüpfen. Das ist eine grobe Unart. —

An einem andern Orte fand ich, daß die Leute, besonders Kinder, ihre Nothdurft offen an den Strassen, sogar mitten in die Fußwege verrichten: und das ist eine unflätige Unart.

Ich traf an einem Sonntag eine ganze Schaar Buben an, die im Walde herum liefen, Vogelnester ausnahmen, und dann die armen Thierchen elendiglich umkommen liessen: und das ist eine grausame Unart.

Im Leset gieng ich meines Weges den

Reden nach. Ueberall rief man mir nach: H....buh! H....bub. Das thaten selbst Weiber und Mädchen. Ich achtete freilich nicht darauf, weil ich nicht so heisse; aber ich dachte doch: das ist eine erz unverschämte Unart!

Eine Werchbrechete war nahe an der Strasse. Ein reisender Kaufmann kam in einer Chaise daher gefahren. Jetzt, anstatt einen Augenblick inne zu halten, fiengen die Weiber erst einen wahren Höllenlerm an, das Pferd ward wild und nahm Reißaus, und ich dachte: das ist doch eine sehr gefährliche Unart.

Beliebt und schmeckt dem günstigen Leser dieses kleine Versucherli — so kommt ein andermal mehr.

Der Sägenfeiler.

Ein Chorrichter, welcher Willens war in seinem Walde ein beträchtliches Quantum Holz aufmachen zu lassen, zum Behuf dieses Unternehmens aber mit einer äusserst schlechten Waldsäge versehen war, gieng zu einem Sägenfeiler, der sein Nachbar war, und zugleich das Amt eines Gerichtsässen bekleidete, und fragte ihn um Rath, wie diesem Mangel abzuhelfen wäre. Der Sägenfeiler, welcher glaubte, das Geheimniß der Staelfortischen Stahlhärtung zu besitzen, sagte gleich, daß er für dieses ein gutes Mittel besässe, wodurch das Feilen der Säge erspart werden könne, das Rezept sey aber etwas kostbar, jedoch wolle er ihme dasselbe gegen ein Billiges mittheilen. Ihr müsset, sagte der Gerichtsäß, ein halb Maas Honig, zwey Pfund frischen Butter und ein viertel Pfund Schwefel nehmen dieses alles wohl untereinander mischen, und dann auf ein Tischtuch streichen, die Säge darein wikeln und recht fest zubinden, hernach zwey Stund in einem stark geheizten Backofen liegen lassen. Voller Freude gieng der Chorrichter nach Hause und eröfnete das Geheimniß seiner treu verschwiegenen Ehehälfte, welche den Kopf schüttelte und sagte: I glaub, du und der Grichtsäß siget beidzäme Narre. Aber Elsi, was seist'e doch, meinst'e dee n'e Ma daß zwee Pöste het, werd eim öpis dums säge! Nu nu, sagte die Frau, aber wenns dee chrum use chunt, su gränmet dee nit, wed'er d'Pratig vo 1821 leset. Nun wurde der Ofen geheizt, und nach Vorschrift des wohlweisen Ankenschnitten-Fabrikanten verfahren. Nach Verlauf von zweyen Stunden wurde der Ofen geöffnet, aber o weh, alles war verbrennt, und der Gestank benahm dem Chorrichter fast alles Bewußtseyn. Nach Wiedererholung aus der Ohnmacht, lief der Chorrichter zum Sägenfeiler, und erzählte demselben den ganzen Unfall, mit Verdeuten: daß die Frau auf der Stelle einen Aufsatz für den Kalender habe verfertigen lassen. O poz tusig drak T... sagte der Gerichtsäß, i wet lieber zehe Dublone gäh, und all Abe n'e Halbi minder treihe, weder i d'Pratig cho!

Wee du wotsch Hung und Anke striche,
Su nimm d'erzu ne's bizli Brod;
Bym siele ist das gut für ds'Chyche,
U dee n'es Schöpli druf für d'Noth:
E gute Schuster blibt bim Leist,
Und du lehr zerst, was'd no nit weist.

Der Wildschütz.

Die Geschichte ist vorlängst in Schwaben passirt, wo kein Bauer einen Hasen, geschweige denn einen Hirschen schiessen durfte,

wenn er nicht geraden Weges ins Schallenwerk spazieren wollte. Es gab aber Leute, die sich vor dem Schallenwerk so wenig als vor der Hölle fürchten, und ich kenne mehrere dergleichen, vor denen ich allemal heimlich ein Kreuz mache. So gehen sie hin, schiessen heimlich Hirsche und Hasen, lösen Geld draus, und heissen daher Wildschützen. Werden sie ergriffen, Schallenwerk oder was schlimmeres ist ihr Lohn. Trift sie ein Jäger, ein von der Obrigkeit, vom König bestellter Aufseher im Walde an — er darf sie niederschiessen. — Das letzte besonders stand dem Wildschützen Bernhard nicht an. Er geht also ins Kloster R** und meldet sich bey einem ehrwürdigen Pater, der die Gabe besitzt, die Leute so fest zu machen, daß keine Kugel sie verletzt. Willig zahlt er eine Summe Geldes, die er aus der Veräusserung eines guten Theils seines Vermögens erlöst hatte. Hier lernt er nun wie man Kugeln gießt, die immer treffen, wo sie sollen, man mag sie hinschiessen, wohin man will: er lernt bannen und stellen, was läuft und fliegt: sieht das Pentaculum salomonis und andre solche Raritäten mehr; und geht so zufrieden vom Kloster weg, als hätte er einen Schatz gefunden. Glük zu lieber Berni! — Stolz wie ein welscher Hahn trabt er nun nach Hause. Jetzt will ich's den Jägern zeigen! Mögen nun die Hallunken auf mich schiessen — ich bin fest wie Eisen und Stahl! Zuversichtlich auf seine Kunst bauend, tritt er unterwegens in ein Wirthshaus, zieht die Gelegenheit bey den Haaren herzu, von seiner Festmacherey zu schwazen, und erzählt nun, daß die Bauren Maul und Nase aufsperren. Er will sie überzeugen, daß er Wahrheit rede, giebt einem jungen Bauern seine Flinte und sprach: „Da Hans schieß auf mich; gleich hier wo das Herz liegt, du wirst sehen wie die Kugel abspringt. — " Hans nimmt die Büchse, zielt, schießt, und Bernhard fällt mausetodt zur Erde, zur grossen Verwunderung aller, die dabey waren. Sagt mir doch: „Ist der Aberglaube hier nicht offenbar ein Mörder gewesen?"

Wie man sich fest macht.

Aber sagt ihr: Es giebt doch Leute die sich fest machen können! — Ich für mein Theil glaub's nicht, absolut nicht. Aber daß es gescheide Leute giebt, die andere mit solchen Dingen hinters Licht führen, daß diese steif und fest daran glauben, das weiß ich schon. Zum Exempel: der einst so berühmte preußische Oberst Trenk, hatte immer das Haus voll geladener Flinten. Einmal zieht er heimlich aus allen das Schroot und die Kugeln sorgfältig heraus, und hängt die Flinten alle genau wieder an ihr Ort. So wie die Knechte heim kommen, giebt er ihnen die Flinten — läßt einen nach dem andern auf sich schiessen, und — sie lassen sich's nicht ausreden, ihr Herr könne sich fest machen. — Seht ihr? So kann ich's auch.

Das Storchenglück.

Auf dem Wohnhause des ehrbaren N. N. zu N. siedelten sich viele Jahre nacheinander zwey Storchen an, und der Bauer nebst seiner ganzen Familie glaubten zuverläßig daß ihr häusliches Glük von diesen Frühlingsverkundern abhinge. Zur grösten Betrübniß bleiben aber diese Glüks-Vögel einige Jahre aussen, und die gute Haus-Mutter beschuldigte ihren Mann immer, daß er die Schuld

an dem Ausbleiben der Storchen wäre. Letztverflossenen Frühling erblickte der Bauer des Morgens frühe zwey Storchen auf seiner Hausfirst, und lief geschwinde dieses frohe und glükbringende Ereigniß, nicht nur seiner Familie, sondern seinen samtlichen Nachbarn zu hinterbringen, die dann auch, so wie er, sich herzlich darüber freuten. Dem Tochtermann ward sogleich der Befehl ertheilt, bey dem Wagner ein neues Rad zur Ansiedlung dieser neu angekommenen Gäste verfertigen zu lassen, mit Bedeuten: das Rad doppelt zu bezahlen, wenn es vor Sonnen-Untergang fertig seyn würde, welches der Wagner versprach und auch Wort hielt. Sogleich wurde das Rad auf der First befestigt und das Haus-Gesinde befehligt, durch Sammlung von Fröschen für die fremden Gäste zu sorgen. Voll froher Erwartung legte man sich zu Bette, und Morgens früh stand der Bauer auf, erblikte sogleich einen Storchen auf dem Rade und rief sogleich: Storche da, Storche da! Einige Nachbarn, die herzugelaufen kamen, bemerkten sogleich den Spaß, und sagten zum Bauer: Du Narr, g'sehst dee nit daß e's e Strauige ist: und fingen recht herzlich an zu lachen. Der Bauer nahm sogleich eine Leiter, stieg auf das Dach und sah gleich, daß dieser Vogel von einer andern Art Feder-Vieh, mit Nahmen Spaßvögel, ausgebrütet worden, nahm denselben herunter und zerriß ihn unter beständigem Fluchen in Stücken. Die Frau sagte zu ihm: g hey doch ds'Rad o grad ahe, d'Storche chöme doch nümme ume! — E nu, su chast dee du ufe ga schnädere.

Witz für Unwitz.

Ein alter General, der viel Pulfer gerochen, und manches liebe Mal ausgehalten hatte, wenns blau Bohnen regnete, ritt einmal mit einer Zahl Offizieren einer Schlacht entgegen. Krumm und gebückt saß der ehrwürdige Greis zu Pferde. Einige unwitzige junge Herrchen in seinem Gefolge lachten über ihn, und spotteten so arg, daß ers endlich merkte und fragte: Na! meine Herren, was haben sie denn so kurzweiliges, daß sie so lachen? Unverschämt, antwortete einer: — weiter nichts! Aber Ihro Exellenz sitzen zu Pferde wie ein Mezger! Der General lächelte und sprach: Ich muß ja wohl einem Mezger gleichen, da ich eine Schaar junger Kälber zur Schlachtbank führe.

Die Lästerzunge.

„Ja! Der mag wohl so freundlich dich grüssen! der Heuchler! Man sollte Wunder glauben, wie gut ers mit dir meinte! Und doch — Aber ich will nichts gesagt haben. — " So sprach die Schnädergritt am Brunnen zu ihrer Nachbarin, als der Schneider Fritz vorbey gieng. Nu! Was ist's denn, fragte Else! Ich will doch nicht hoffen, daß er etwas über mich zu klagen hat. — O gar nicht! meinte die Gritt; aber man weiß ja wie solche Leute sind, die in allerley Häuser kommen! Sie haben immer allerley zu erzählen, wie es hier und da zugehe. So gieng das Gespräch noch eine Weile fort, und Else vernahm denn, daß der Schneider von seiner letzten Stöhr her, sie als eine geizige Frau überall angeschwärzt habe. Jetzt war Feuer im Dache. Die Frau klagts dem

Mann, und er soll gleich hinter den Schneider her! „Wer hat dir das gesagt?“ fragt der Mann. Erst will sie mit der Sprache nicht heraus. Der Mann aber hatte schon lange mit Unwille gemerkt, das jemand im Dorfe war, der alle Leut gegen einander aufhezte. Jetzt da der böse Geist des Unfriedens auch in seinem Hause zu spucken anfieng, war er fest entschlossen, dem verderblichen Unwesen ein Ende zu machen. Er dringt also in seine Frau, und findet endlich den Asmodi in der Schnädergritte. Jetzt gebietet er seiner Frau Stillschweigen bis am Sonntag, wo der Schneider gewöhnlich am Abend beym Bären sein Schöplein trinkt. Dort geht er hin, setzt sich ans Fenster, und wartet, bis Gritt vorbey geht, die an dem Tag immer eine Schwester zu besuchen geht. Sie kommt, und der gescheide Mann lokt sie mit einem Glase Wein in die Gaststube, wo er sie hinter den Tisch setzt, daß sie nicht fliehen kann. Jetzt giebt er dem Schneider einen Wink, der kommt, und vor allen Leuten, fragt nun der Mann die Gritt, was denn der Schneider Fritz böses über seine Frau gesagt habe? — Das Lästermaul erschrickt, daß ihr das Glas aus der Hand fällt! Sie hustet — und — muß am Ende ihre Lüge bekennen. Allen giengen nun die Augen auf über so manchen alten Unfrieden! Gritt fand besser in Zukunft zu schweigen, und der Asmodi war glücklich gebannt.

Glaub doch der Lästerzunge nicht!
Denk immer: es wird viel gelogen;
Und wahr ist, was ein Sprüchwort spricht:
Wer leicht glaubt, der wird leicht betrogen.

Schreckliche Ermordung Sr. kön. Hoh. des Herzog von Berry.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der edle Prinz, dessen schreckliches Ende die Theilnahme von ganz Europa erweckt, verdient sie eben so sehr durch sein Leben, und es wird jetzt erst mancher schöne Zug desselben bekannt, der nicht weniger rührend ist, als die Geschichte seiner letzten Stunden. Schon in seinem 12ten Jahre, begab sich der Prinz beym Ausbruch der französischen Revolution mit seinem Vater nach Turin, wo er vereint mit seinem Bruder seine Studien fortsetzt. Im Julius 1792 machte er seinen ersten Feldzug in der Champagne unter den Befehlen seines Vaters, kehrte nach dem unglücklichen Ausgang desselben nach Turin zurück, und begab sich zur Armee des Prinzen von Condé, wo Se königl. Hoh. ein Corps von Adelichen anführte. Im Lager auferzogen, nahm er jenes offene freye Betragen an, das mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit im Einklang war, und die trefflichen Eigenschaften seines Herzens erhob. Von den Truppen geliebt, hielt er nichts desto weniger auf strenge Kriegszucht. Einst machte er einem ausgezeichneten Offizier allzulebhafte Vorwürfe. Sogleich fühlte der junge Prinz den begangenen Fehler, nahm jenen Offizier bey Seite und sagte ihm: „Es war nicht meine Absicht, einen Mann von „Ehre zu beleidigen; hier bin ich nicht Prinz, „bin nur Offizier und Edelmann wie Sie, und „bereit Ihnen jede Genugthuung zu geben, die „Sie verlangen können.“ Genauer Beobachter aller Gesetze der Ehre, verlangte der Prinz, daß seine Offiziers nie in ihren Cantonirungsplätzen Schulden zurücklassen, und kam ihnen oft mit seiner eigenen Börse zu Hülfe, um diesen Zweck zu erreichen. Im Jahr 1801 begab sich S. k. H. zu seinem Vater nach England. Im Jahr 1805 rückte Gustav Adolph, König von Schweden, um Europa von der Tyranney Bonapartes zu befreyen, mit seinem Heere gegen Hannover vor. Redlich wünschte er die Wiederherstellung der Bourbons, und bot dem Herzog v. Berry ein Commando in seiner Armee an.

So-

Schreckliche Ermordung Sr. kön. Hoheit des Herzogs von Berry.

Z

J

Sogleich eilte der Prinz mit seinem Vater in das Generalquartier dieses Monarchen; aber die Einnahme jenes Landes durch Napoleons Heere, vereitelte diesen Schritt. Da das feste Land dem königlichen Hause der Bourbons keinen sichern Aufenthalt mehr anbot, hielt sich der Prinz in London auf, und besuchte oft seinen Oheim, Ludwig XVIII. in seiner ländlichen Wohnung zu Hartwell. Im Jahr 1813 beredeten mehrere unkluge oder treulose Unterhändler die eifrigsten Anhänger des Königs, eine Landung des Herzogs von Berry auf den Küsten der Normandie würde wichtige Folgen haben, 40,000 Franzosen seyen dort bereit, die Bourbons zu unterstützen. Schon war das Schiff bestellt, auf welchem der Prinz absegeln sollte, als er durch vorsichtigere Freunde, die vorausgesandt worden, überzeugt wurde, jene Nachricht sey nur ein Fallstrick gewesen um ihn nach Frankreich zu locken, wo ihm das Loos des Herzogs von Enghien bereitet war. Indeß aber bahnte die Vorsehung der rechtmäßigen königlichen Familie die Rückkehr auf den Thron ihrer Väter, und der Prinz landete einige Monate später in Cherburg. Als er den Fuß auf franz. Boden setzte, rief er mit Wonnethränen aus: „Theures Frankreich! wie glücklich sind wir, „dich wieder zu sehen, wir bringen nun gänzliche „Vergessenheit des Vergangenen, Frieden und „den Wunsch für das Glück aller Franzosen mit!“ Seine alten Kriegsgefährten erkannte er alle wieder; auf den ununterbrochenen Zuruf des zahllosen Volkes konnte er vor Rührung nicht anders antworten, als mit dem Gegenruf: „Hoch leben die guten Normänner!“ Er hielt Musterung über die Nationalgarde, spazierte ohne Begleit unter dem freudetrunkenen Volke umher, das sich zu ihm drängte, und sagte oft mit innigem Gefühl: „Man ist doch nirgens glücklich, als unter den Seinen.“ Da der Prinz vernahm, daß in der Nähe von Bayeux sich ein Regiment befinde, welches noch durch Anhänger Napoleons irre geleitet werde, beschloß er ungeacht aller ihm gemachten Vorstellungen, dasselbe für die gute Sache zu gewinnen. Er ließ den Oberst jenes Regiments um seine Pferde zur Fortsetzung der Reise bitten, da seine eignen ermüdet seyen. Der Oberst kam dem Prinzen entgegen, und dieser empfieng ihn mit solcher Güte und Freymüthigkeit, daß der Oberst sich sogleich erbot, ihn zu seinen Truppen zu führen. „Brave Soldaten! so redete der Prinz sie an, ich bin der Herzog von Berry. Ihr seyd das erste französische Regiment, das ich antreffe, ich schätze mich glücklich, in Euerer Mitte zu seyn. Ich komme im Namen des Königs, meines Oheims, Euch in Eid aufzunehmen. Laßt uns denselben vereint ablegen, und ruft mit mir: „Es lebe der König!“ Begeistert entsprechen die Soldaten dieser Aufforderung; nur eine Stimme bringt noch dem Kaiser ein Lebehoch? Das hat nichts zu sagen, fuhr der Prinz fort, es ist der Ueberrest einer alten Gewohnheit; Soldaten! wiederhohlt noch einmal: „Es lebe der König!“ Jetzt war der Ausruf einstimmig; das Regiment steckte die weisse Cocarde auf; die Offiziers umringten den Herzog, und baten ihn um die Gnade, daß das Regiment seinen Namen tragen dürfe. „Ich werde, erwiederte der Prinz, Eure Bitte Sr. Maj. vortragen, und stolz darauf seyn, der Besitzer eines seiner Ehre und seinem Könige so treuen Regiments zu werden.“ Sobald der Prinz in Caen ankam, ließ er einige unglückliche Familien, welche wegen einer angeblich aus der Theurung der Lebensmittel entstandenen Verschwörung im Kerker schmachteten, in Freyheit setzen. Als er Abends im Theater erschien, und der Vorhang aufgieng, waren alle Geretteten mit Gattinnen und Kindern auf dem Theater versammelt, lagen auf ihren Knien, und segneten weinend ihren erlauchten Wohlthäter, der durch diesen überraschenden Auftritt ebenfalls zu Thränen gerührt war. Am 21ten April 1814 hielt der Prinz in der Uniform der Nationalgarde seinen Einzug in Paris; in seiner Antwort auf die Glückwünsche der Municipalität, sagte Se. k. H. unter andern: „Wir kommen „um Frankreich Glück und Friede zu bringen, „dieß wird unsere beständige Beschäftigung seyn, „bis zum letzten Athemzug unsers Lebens. Im „Herzen haben wir nie aufgehört Franzosen zu „seyn, und jene edelmüthigen Gesinnungen in uns „zu erhalten, die das ausschliessende Kennzeichen unserer braven und edeln Nation sind. „Es leben die Franzosen!“ Seine erste Beschäftigung war nun die Herzen der Truppen zu gewinnen; unabläßig besuchte er die Casernen und Militairanstalten, und hielt Musterung über die Truppen. Eben so vielen Eifer bezeigte Se. k. H. die Fortschritte der schönen Künste, und der National-Industrie zu beobachten, und die Fabrikanten und Künstler durch schmeichelhafte Aeusserungen und angemessene Belohnungen zu ermuntern. Sein einnehmendes Betragen und manches kräftige herzliche Wort aus seinem Munde schien allgemeinen Eindruck zu machen.

Der König ernannte den Herzog von Berry zum General-Oberst der Jäger zu Pferd und Lanciers, und das Dragonerregiment der Kaiserin erhielt seinen Namen. Im August 1814 bereisete der Prinz die nördlichen Departemente, und wurde aller Orten mit Jubel empfangen. Am 9ten kam er in Calais an, und fuhr nach England hinüber, hielt sich aber nur kurze Zeit in London auf, denn am 18ten war er schon wieder in Paris. Den 21ten Herbstmonat machte S. k. H. eine Reise in die östlichen Departemente, und besuchte Mez, Straßburg, Landau, Hüningen, Bedfort, u. s. w; hielt überall Musterung über die Truppen, und traf nach sechs Wochen wieder in Paris ein. Indem hier der Prinz die verschiedenen öffentlichen, besonders Militair-Anstalten untersuchte, machte es ihm grosses Vergnügen, eine kleine Kanone wieder zu finden, die im Jahr 1792 in Turin zu seinem Unterricht verfertigt worden war. Im Frühjahr 1815 bereitete sich S. k H. eben auf eine Reise nach den westlichen Departementen vor, um auch dort die Künste zu ermuntern und das Herz der Soldaten zu gewinnen, als die Rückkehr des Thronräubers alles unterbrach, was der König und seine Familie zu Frankreichs Wohl unternommen hatten. Die Anhänger Napoleons, welche den Einfluß fürchteten, den der gefühlvolle und tapfere Prinz auf die Truppen hatte, verwickelten ihn und seinen erlauchten Bruder in ein Gewerbe scheußlicher Verläumdungen, und so gelang es ihnen das Militair zum ersten Werkzeug ihres Verraths zu machen. Bey der ersten Nachricht von Napoleons Landung, wurde Se. k. H. von dem König bestimmt, das Commando der in Burgund und der Freygrafschaft versammelten Truppen zu übernehmen, schlaue Treulosigkeit aber benutzte den Vorwand: die Gegenwart des Prinzen sey in der Hauptstadt nothwendiger, um den Marschal Ney jenes wichtige Commando in die Hände zu spielen, der bald mit allen Truppen zu Napoleon übergieng, und ihm den Weg nach Paris bahnte. Hier wurde indessen das Militair so bearbeitet, daß Se. k. H. bey seinem Besuche in der Militairschule und in den Casernen sehr kalt empfangen wurde. Am 11ten Merz übergab ihm der König das Commando aller in und um Paris liegenden Truppen; da aber der grösste Theil derselben, mit ruhmvoller Ausnahme der Schweizer, zu Napoleon übergieng, sah sich der König und seine Familie gezwungen, in der Nacht vom 19ten auf den 20ten Merz die Hauptstadt zu verlassen. Der Prinz stellte sich an die Spitze der königlichen Haustruppen. Sie marschirten die ganze Nacht und einen Theil des 20ten, und schlugen die Strasse nach Abbeville ein, wo sie die Ankunft des Königs in Lille vernahmen. Ein Cürassier-Offizier, den der Prinz auf dem Marsch antraf, hatte die Frechheit, in seiner Gegenwart das Aufruhrgeschrey zu erheben. Erbittert wollten die Offiziers aus dem Gefolge Sr. k. H. den Niederträchtigen züchtigen; der Prinz hinderte es, und rettete seines Feindes Leben. Mit 4000 Braven und Getreuen zog er in Bethüne ein, hier fand er 300 Mann, die sich für Napoleon erklärt hatten, und als sie sich von den Truppen des Prinzen umringt sahen, wie Rasende schrien: „Es lebe Napoleon!“ Ein Wink des Prinzen, und die Treulosen waren nicht mehr. Wie kann aber ein Bourbon sich an Franzosen rächen? Der Prinz redete sie vergebens mit freundlichen Worten an; endlich sagte er: „Ihr seht, daß wir Euch alle vernichten könnten, ich will aber nicht: lebet! um Zeugen zu seyn, wie Bourbons gegen Franzosen handeln.“ Da fieng ein Soldat an zu rufen: „es leben der Kaiser und der Herzog von Berry!“ und alle wiederholten diesen Aufruf der Untreu und der Dankbarkeit. Den 28ten Merz traf der Prinz bey dem König in Gent ein, und nahm seine Wohnung in Alost, wo die königlichen Haustruppen, die ihm aus Frankreich hatten folgen können, kantonirt waren, deren Bildung nun seine einzige Beschäftigung

war. Mit Bewunderung sah man, wie er durch sein lebhaftes, kräftiges Commando und seinen Scharfblick sich den berühmtesten Tactikern Frankreichs an die Seite stellte. In den Ruhestunden, wo das Lager oft der Schauplatz jugendlicher Spiele war, nahm der freundliche Prinz Theil an denselben, und belebte die frohe kriegerische Jugend durch sein Beyspiel. Bey der Schlacht von Waterloo schien die leichte Cavallerie von Napoleons linkem Flügel einen Angriff auf Alost vorzuhaben; der Prinz nahm aber eine Stellung auf den Anhöhen von Gyseghem und bedeckte dadurch das königliche General-Quartier. Hier vernahmen die Prinzen den ruhmvollen Sieg, der sie wieder nach Frankreich zurückführte. Am 21ten Juny traten die königlichen Truppen, in deren Mitte Se. Maj. in Frankreich einziehen wollte, unter den Befehlen des Herzogs von Berry den Rückmarsch an; erreichten den französischen Boden und bezogen dann bey Chateau Cambresis Beywachten, die der Prinz fleißig besuchte, und sie in der schönsten Ordnung erhielt. Bald aber rückten diese Truppen nach St. Denis vor. Als der Prinz sich am 8ten Julius an ihre Spitze stellte, um das Begleit des Königs bey seinem Einzug in Paris zu bilden, bezeugte er in den rührendsten Ausdrücken den Offiziers und Soldaten des königlichen Hauses seine hohe Zufriedenheit über ihre Anhänglichkeit und ihr ganzes Betragen; und fügte im Namen Sr. Maj., deren bestimmter Wille war, den freyen Ausdruck des allgemeinen Wunsches der Pariser, ohne irgend eine Art von Aufforderung zu vernehmen, seinen Aeusserungen folgenden Befehl bey: „Es bleibt Ihnen, „meine Herren! noch eine Pflicht zu erfüllen „übrig, die bey diesem denkwürdigen Anlasse „von hoher Wichtigkeit ist, und die Se. Maj. „selbst von Ihnen fordert. Sie werden beym „Einzug das tiefste Stillschweigen beobachten, „auch wenn das ersterbende Aufrubrgeschrey, „oder irgend ein Ueberrest von Aufruhrzeichen „ihren Unwillen reitzen sollte.„ Man weiß mit welcher Genauigkeit dieser Befehl erfüllt wurde. Von diesem Zeitpunkt an legte der Prinz sein Commando nieder, und lebte in grosser Zurückgezogenheit. Im August 1815 wurde Se. k. H. von dem König zum Präsident des Wahlkollegiums im Nord-Departement ernannt, und begab sich in dieser Eigenschaft nach Lille, dem Hauptorte desselben. In dieser, durch ihre Anhänglichkeit an den König, auch während den hundert Tagen ausgezeichneten Stadt, wurde der Prinz mit der lebhaftesten Freude empfangen, und antwortete dem Präfekten auf seine Anrede: „Der König und das Vaterland sind „unzertrennlich; und die Liebe vereint ihn durch „eine unauflösbare Kette mit seinen Völkern; „wer könnte diese Kette zerbrechen, deren stärk„ster Ring das Nord-Departement und die treue „Stadt Lille ist? Der Auftrag in den Wahl„kollegien dieses Departemens den Vorsitz zu „führen, ist die höchste Gunst, die der König „mir beweisen konnte.“ Als der Prinz Lille verließ, nahm er von den Einwohnern, die in Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit gegen ihn wetteiferten, mit den Worten seines Ahnherrn des guten Heinrichs IV. Abschied: „Von nun an eins auf Leben und Tod!“ Die wichtigste Begebenheit in dem kurzen Leben dieses liebenswürdigen Prinzen war unstreitig seine Vermählung mit der Prinzeßin Marie Caroline, ältesten Tochter der Kronprinzeßin von Neapel, gebohren den 5ten November 1798. Diese längst von allen wohlgesinnten Franzosen ersehnte Verbindung wurde den 28ten Merz 1816 den gesetzgebenden Kammern angekündigt. Die Minister trugen zugleich darauf an, Sr. königl. Hoheit ein Einkommen von einer Million festzusetzen. Da aber die Deputirtenkammer dasselbe aus eigenem Antrieb noch um eine halbe Million höher setzte, erklärte der Prinz, er bestimme diesen Ueberfluß zur Unterstützung derjenigen Departemente, welche am meisten durch den Krieg gelitten hätten. Mit allgemeiner Freude wurde die junge Prinzeßin bey ihrer Landung in Marseille am 11ten May empfangen; ihre Reise durch Frankreich schien ein ununterbrochener Triumphzug. Den 15 Brachmonat wurde sie von der königlichen Familie in Fontainebleau bewillkommt, und den 17ten hatte die feyerliche Vermählung statt, bey welcher der König die beyden Verlobten selbst zum Altar führte, und den Segen des Himmels über ihren Ehebund anflehte.

Die innigste Liebe vereinte das erlauchte Ehepaar, sie fanden in ihrer Verbindung jedes Lebensglück. Ach! daß es so kurz war, und so schrecklich enden mußte!

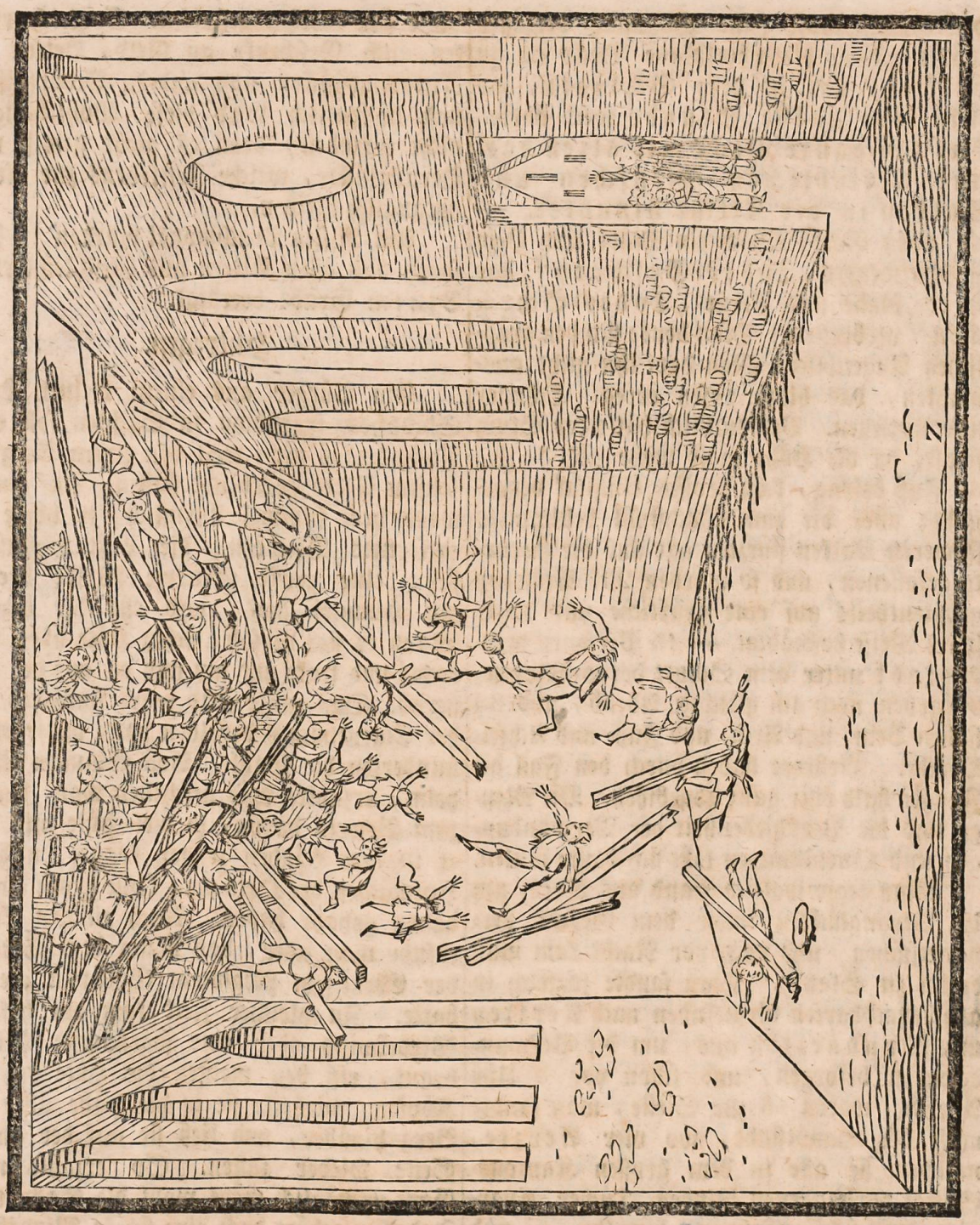
Grosses Unglück zu Gossau.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Das unerhörte Unglück ereignete sich am Donstag den 22sten Brachmonat 1820. am 10,000 Ritter-Tag.

Die Gemeinde Gossau, 4 Stunden von der Stadt Zürich entfernt, gehört allerdings zu den Volkreichen, aber nicht zu den Geldreichen des Kantons Zürich. Als daher, durch Nothwendigkeit gedrungen, der Bau einer neuen Kirche beschlossen wurde, machten es sich die Vorsteher zur ersten Pflicht, bey demselben die größte mögliche Sparsamkeit zu beobachten, ohne jedoch dadurch der Dauerhaftigkeit des Gebäudes zu schaden. Es ward eine Bau-Commißion gewählt, um das Unternehmen zu leiten. Diese, dem Grundsatz der Sparsammkeit huldigend, übernahm selbst die unmittelbare Aufsicht und Leitung des Baus und schloß wegen der Maurer- und Zimmer-Arbeit einzelne Akkorde.

In der Woche vom 11. auf den 18. Brachmonat wurden die Mauern der Kirche so weit vollendet, daß man den Anfang zu Legung des Dachstuhls machen konnte. Montags den 19. legte man die Mauerfedern, dann die Querbalken, welche die Decke tragen sollten und 66 bis 67 Schuhe lang waren, über diese legte man in Eile einen Boden, und auf diesen brachte man alle Balken, welche den Dachstuhl bilden sollten. Die Decke der Kirche sollte nicht unterstützt, sondern an den Dachstuhl angehängt werden, deßwegen war je der dritte Querbalke in der Mitte durchbohrt, um mit einer eisernen Schraube an den Dachstuhl befestigt zu werden. Donnerstags den 22. war man mit dieser Arbeit so weit vorgerückt, daß man Nachmittags mit Aufrichtung des Dachstuhls den Anfang machen wollte. Da es nun auch in dieser Landesgegend gebräuchlich ist, daß bey Aufstellung des ersten Schilds des Dachstuhls, der Baumeister einen Spruch thut, so übernahm diesen Spruch, auf Ansuchen der Bau-Commißion, der würdige Herr Pfarrer. Auch sollten zu noch grösserer Feyerlichkeit von der Gesangschule einige passende Lieder abgesungen werden. Es war dabey die Absicht, daß der Herr Pfarrer und die Gesangschule allein auf der Kirche stehen, das Volk aber in dem Kirchhof zuhören sollte. Die Feyerlichkeit sollte mit 3 Uhr beginnen; allein gleich Nachmittags versammelten sich schon viele Leute auf dem Kirchhofe, und stiegen aus Neugierde auf die Kirche hinauf; ihre Anzahl nahm beynahe mit jedem Augenblick zu, so daß die Maurer und Zimmerleute, welche wußten, daß der gar nicht unterstützte Boden schon durch die darauf liegenden Balken sehr beschwert seye, ängstlich wurden. Einige anwesende Vorsteher machten nun wirklich Anstalten, die Leute zu bewegen, sich zurück in den Kirchhof hinunter zu begeben, und das Andringen der Neugierigen zu verhindern, weil man die Ankunft des Herrn Pfarrers und der Gesangschule erwartete. Allein die angewandten Mittel waren unglücklicher Weise nicht hinreichend; im Gegentheil soll ein zahlreicher Trupp mit den Worten: „Sie müssen an den Bau so gut bezahlen als die andern;“ die Menschenmasse noch vermehrt haben, so daß am Ende gegen 700 Personen auf dem nicht unterstützten Boden standen. Just in dem Moment, wo der Herr Pfarrer im Begleit



Die Kirche zu Gossau im Canton Zürich.

der Gesangschule seine Wohnung verlassen wollte, fieng die überladene Decke an zu brechen, und in drey Schlägen, die man eine halbe Stunde weit hörte, fiel die ganze Decke mit allen darauf befindlichen Menschen und Balken in die Kirche hinunter. — O, mein Gott! Welch ein Mark und Bein zerschneidendes „Todes-Geschrey", das in der Nähe und Ferne „Todes-Schrecken" verbreitete! Man denke sich den gräßlichen Augenblick! Man darf ihn nicht ausmahlen, das blosse Lesen erregt Schauer und Entsetzen. Vermuthlich hätte der Sturz selbst, da die Höhe nicht mehr als 36 bis 40 Fuß betrug, kein grosses Unglück verursacht; aber die zum Dachstuhl bestimmten schweren Balken stürzten alle auf die Heruntergefallenen, und so wurden 297 Personen größtentheils auf eine gräßliche und unerhörte Weise beschädigt. — 16 Personen wurden todt unter dem Schutt hervorgezogen, 3 starben noch am gleichen Abend, und 84 haben Bein- und Arm- und Fuß- und Achsel-Brüche. Mehrere haben durch den Fall die Zungen halb oder ganz abgebissen. Die Menge und die Verschiedenheit der Verwundungen und Quetschungen läßt sich kaum zählen.

Man legte sogleich Hand ans Werk, um die Verunglückten unter dem Gebälk hervorzusuchen, und noch vor Nacht kam man damit zu Stande. Man sandte sogleich in alle benachbarten Gemeinden nach Aerzten und Wundärzten aus, um die Verwundeten zu besorgen, und schon vor 8 Uhr Abends, waren 18 zur Stelle, man sandte nach der Hauptstadt, wo vier Aerzte, nachdem sie alle in dem grossen Kantons-Spital vorhandenen Binden, Tücher, Charpien, mit sich genommen, hineilten — und so ward durch menschenliebende Thätigkeit der ersten Noth abgeholfen. Sogleich erfolgten auch Geschenke an Geld, Betten und Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen, und hoffentlich wird diese Wohlthätigkeit nicht ermüden, denn es giebt gewiß viele Verunglückte, welche Zeitlebens zur Arbeit untauglich bleiben.

Am 25sten Brachmonat wurden 19 Personen von allen Altern und Geschlechtern in Einem Grabe beerdigt.

Hutregen.

Ein Bürger aus einem kleinen Land-Städtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine grosse schwarze Wolke breitete am Himmel aus, und ehe der ehrliche Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte zum Beweis davon, so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine grosse Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

E, das het doch key Gattig.

Ein Handelsmann, der eine Anforderung an einen Krämer im Canton Z. zu machen hatte, und wegen dieser Anforderung sehr besorgt war, dieselbe zu verlieren; berathschlagte sich deswegen mit einem seiner Freunde, der ihm den Rath gab: sich in dieser schwierigen Sache, an den erfahrnen, klugen, und in Redlichkeit und Treue erprobten Vice-Weibel E. zu wenden. Der Kaufmann ließ sich den Rath gefallen, gieng zu dem Weibel, gab demselben Conto nebst Procur, und der Weibel trat die Reise auf Z. zu dem Krämer unverzüglich an, war so glücklich die Anforderung sogleich in klingender Müntze behändigen zu können. Bey seiner Zurückkunft wurde er von dem Kaufmann zu einem Schmaus in das Wirthshaus eingeladen, bey dem sich auch einige Freunde des letztern einfanden, die alle sehr wohl wußten, daß der Vice-Weibel ein sonderbares Vergnügen hatte, Abentheuer zu erzählen, die er einmal erstanden hatte.

Bey dem Abendessen fieng der Weibel an und sagte: Es schaudert mich doch erschrecklich, wenn ich daran denke, was ich auf meiner Rückreise für Angst ausgestanden habe, und fieng nun an wie folget: Unweit Z. kam ich in der Mittagsstunde in einen Wald, plötzlich wurde es um mich ganz finster, und ich sah etliche lange Messer gegen mich ausgestreckt, aber keine Hände; eine Stimme rufte mir zu: Gieb dein Geld, oder du mußt sterben! Ich sagte entschlossen, daß ich keins hätte, und bekam zur Antwort: Wir wissen, daß du hast, gieb her! Ich schlug sogleich mit meinem Stock drein, es wurde wieder ganz helle, und ich sah zwey Männer tod am Boden liegen. Gleich gieng ich fort, kam in ein Wirthshaus, forderte einen Schoppen Wein, und sogleich trat eine Weibsperson zu mir, wollte von meinem Wein trinken, und als ich es nicht zulassen wollte, so traten gleich zehn andere zur Thür hinein, immer eine schöner als die andere, und wollten mich zwingen, ihnen Wein zu bezahlen, darüber wurde ich böse, packte alle zusammen und schmiß sie auf einen Haufen, der sich plötzlich in Asche verwandelte. Ich bezahlte dem Wirth 6 Kreuzer gieng fort und kam in einen Wald, plötzlich stand ein Mann vor mir in grüner Uniform mit einem Turban und schwarz und grüner Cokarde, forderte mein Geld, meinen Namen und Heymath, ich weigerte mich standhaft, er rufte seinem Knecht, welcher sogleich kam und ein Buch unter dem Arm hatte, worein mich alsobald der Türk zwingen wollte, meinen Namen einzuschreiben. Ich ersann sogleich eine List, nahm die Feder und schrieb: Ambrosius Augustus von Eselskopf, Baron von Stierenhausen, worauf der Mann mit seinem Knecht so erschrack, daß beyde todtblaß zur Erde fielen. Eilends gieng ich nun weiter, kam bald wieder in einen Wald, aber o Himmel, wie erschrack ich als ich mich plötzlich von mehr als huntert Räubern umringt sah, die alle kohlschwarz waren und Kappen auf dem Kopf hatten, unter denen Hörner von verschiedener Gestalt hervorragten: ich besann mich nicht lange, griff in Sack und langte meines Vaters Wünschelruthe, die ich mitgenommen hatte, hervor, drehte dieselbe 9 mal herum, und husch, so waren die huntert Räuber alle in Dornbüschel verwandelt. Hier fieng nun die ganze Gesellschaft so zu lachen an, daß sie fast alle auser Athem kamen. Endlich wurde unser Herr Baron von Eselskopf mit einem tüchtigen Rausch nach Hause geschickt, und die Ge-

fellschaft beschloß, sogleich einen Expressen an den Verleger des Hink. Botten zu senden, mit Bitte: Diesen aus guten Gründen ausser Dienst gesetzten Träumer in der ihm gebührenden Rittertracht, mit vier Schuh langen Ohren und hölzernen Goliatschwert, dem Kalender 1821 einzuverleiben.

O Hans o Hans, wie chanst'e Lüge,
O schämdi doch dyr Lebelang!
E's fehlt d'er schier nüt meh als d's Flüge,
U dee d'e Chräye ihres G'sang.
Du chast keis Pferdli meh aspannen,
Warum? Du hest keis Wägeli meh;
Du sey'st, du chönist Geister bann'e,
U hest dyr Lebti keine g'seh.

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus, und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer, und sagt: Das ist nicht recht, Vater, das ihr reitet, und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab, und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann, und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest, und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beyde auf, und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann, und sagt: Was ist das für ein Unverstand: zwey Kerle auf einem schwachen Thiere; sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beyde hinabjagen? Da stiegen beyde ab, und giengen selb dritt zu Fuß rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann, und sagt: Ihr seyd drey kuriose Gesellen. Ists nicht genug, wenn zwey zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Strasse stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Das verbesserte Compliment.

Du armer Meister Stelzfuß, nun wundere ich nicht mehr wenn du schon so oft mit Magenweh und Bauchgrimmen befallen wirst, und dein kleines Taglöhnchen für Rhabarber, Cremor Tartari ausgeben must. Also, aufgepaßt! Ein kleiner Knabe von seiner Mutter begleitet, wollte seinem Herrn Götti in T. einen Besuch abstatten: beym Eintritt in das Zimmer, sagte der Knabe: Gott grüß ech Herr Götti!

Gott grüß di du Holzschlägel, erwiederte der Herr Seckelmeister in verbissenem Zorn. Die Mutter bemerkte gleich die Ursache dieses sonderbaren und seltsammen Gegengrusses, und strafte den Kleinen mit den Worten: Chanst d'e nit säge, Gott grüß ech Herr Seckelmeister! Schamroth und begierig, den Fehler zu verbessern; begrüßt das Kind zum zweytenmal mit zagender Stimme, und zwar wie es die Mutter vorgesprochen hatt: nun ergriff der Herr Seckelmeister ganz huldreich die Hand des Kleinen, und sagte: Gott grüß di mi liebe Jakob!

Ach, gute Tag mi liebe Götti,
I cha nit grüsse wie m'e sötti,
Ach, syt so gut und zürnet nüt!
Dir g'seht ja wohl, i bi no chlin'e,
Möcht lieber lache weder grin'e,
Das d'Pratig lese, alli Lüth: